



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1927

1 (1927)

ss-
icht



Bibl. Miss.

Z

50

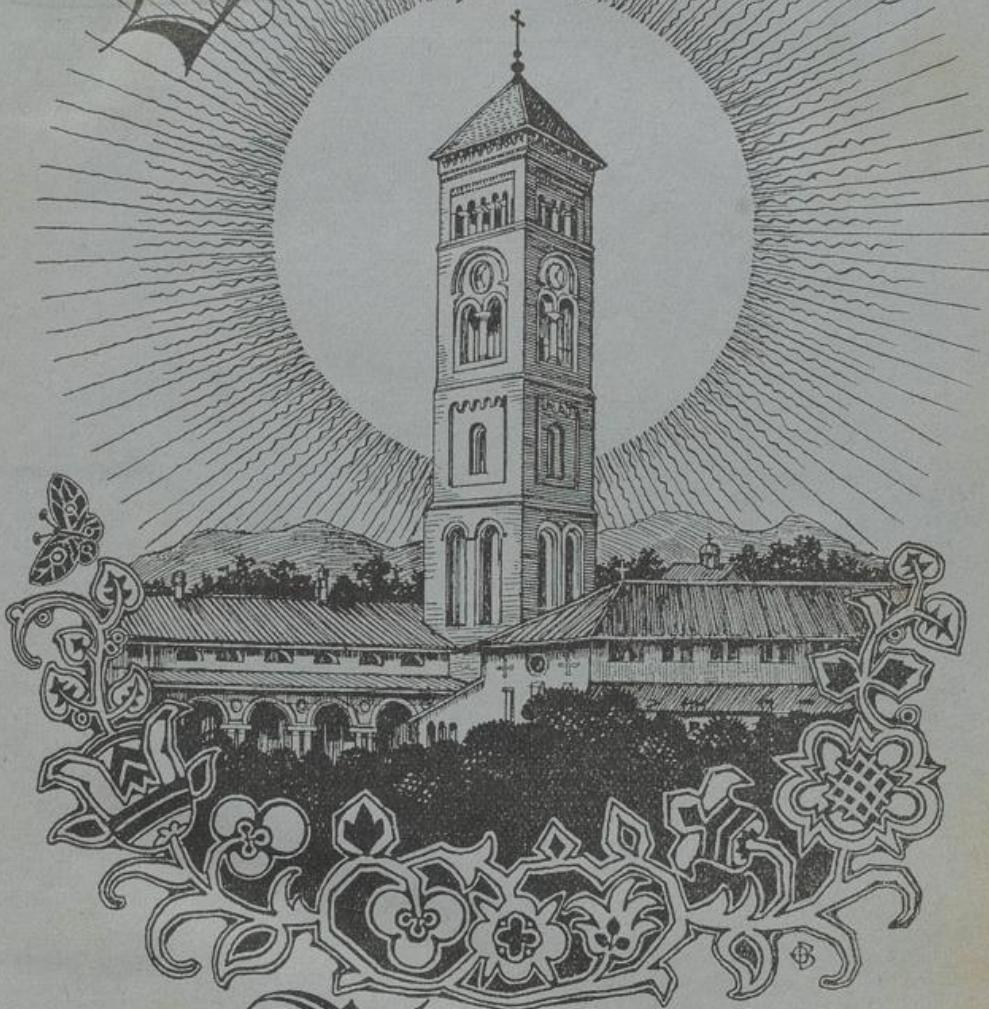
(1) 45

mikado-Bibliothek Aachen



8010 7293

Werkblatt



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika



Nr. 1

Januar 1927

45. Jahrgang

Bergiſſmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Bergiſſmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise

Für Deutschland	2 Mark
„ Österreich	3.50 Schilling
„ Schweiz und Lichtenstein	3 Franken
„ Südtirol (Italien)	15 Lire
„ Elsass-Lothringen, Belgien, Luxemburg	20 Franken
„ Jugoslawien	35 Dinar
„ Tschechoslowakei	20 Kronen
„ Ungarn	40 000 Kronen
„ Rumänien	93 Lei

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsass-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Lichtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altendorf (Et. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Soeben erschienen:

Die Mariannhiller Mission

Bd. II der Bücherserie „Unter dem Kreuz des Südens“

64. Seiten, Auf feinstem Papier 50 Pfennig

Dieses Büchlein zeigt uns so richtig die Notwendigkeit des Missionswerkes. Alles Wissenswerte über Entstehung und Gedeihen der Mariannhiller Mission in Südafrika wird hier an Hand einer großen Zahl Bilder, alles Originalaufnahmen, veranschaulicht.

St. Josephs-Verlag / Reimlingen (Bay.)

Aus Welt und Kirche

Unter dieser Überschrift werden wir in Zukunft kurze Nachrichten aus dem katholischen Leben der Kirche und der Völker bringen und so den Lesern einen Einblick gewähren in das pulsierende katholische Leben in aller Welt. (Red.)

Der sogenannte internationale Kongress für sittliche Erziehung, der im letzten Viertel vorigen Jahres in Rom sich aufsat und Vertreter aller Länder, Völker und Religion vereinigte, welche ein neues Gesetzbuch „allgemeiner Moral“ aufstellen wollten, erlebten eine arge Enttäuschung durch den Vertreter der italienischen Regierung, Universitätsprofessor Bodrers. Waren schon die Protektoren des Kongresses, König Emanuel, Mussolini und der Unterrichtsminister ferngeblieben, so erhielten die Kongreßteilnehmer von Professor Bodrers noch eine unerwartete Belehrung über „die einzige mögliche Form, sittlicher Erziehung.“ Bodrers führte aus: „Die italienische Nationalregierung ist der Ansicht, daß die einzige mögliche Form sittlicher Erziehung jene ist, die sich auf das Evangelium Christi gründet, so wie es enthalten ist in der katholischen Auffassung, Überlieferung und Lehre von den zehn Geboten bis zum Katechismus. Aus diesen Gründen hat die Nationalregierung den Unterricht in der katholischen Religion zum Pflichtgegenstand in den Schulen gemacht und das Zeichen des Kreuzes, das heilige Zeichen der allgemeinen Erlösung, in den Gerichtsälen und Universitäten wieder aufgerichtet. Heute,“ so schloß der Redner, „ist sich unser Volk mehr als je des Wertes in dem Wort »römisch« bewußt und damit der Verantwortlichkeit, die es mit sich bringt.“ Diese Rede war wohl eine glänzende Genugtuung, welche die Regierung der Kirche geben konnte und eine gründliche Absage an den Geist dieses Kongresses.

Die holländischen Leistungen auf dem Gebiete der Karitas für Mitteleuropa. Die Schlubabrechnung gibt folgenden Auflschluß: Personen verpflegt: 87 319; Zahl der Verpflegungstage: 19 539 880; Güterwagen mit Nahrungsmitteln und Liebesgaben 1374 im Gesamtwert von 2 383 870 Gulden. Bar wurden versandt 243 390 Gulden. Die Gesamtsumme die das katholische Holland aufgebracht hat steigert sich zu der gewaltigen Höhe von 23 385 657 Gulden. Dabei ist zu beachten, daß das kleine Holland durchaus

nicht in seiner Mehrheit katholisch ist und die Katholiken dort auch nicht gerade den vorwiegend reichsten Teil der Bevölkerung ausmachen.

Aloysius-Jugend-Wallfahrt nach Rom.
Vom 26. Dezember 1926 bis 6. Januar 1927 findet eine Aloysius-Jugend-Wallfahrt nach Rom statt, zu welcher der Heilige Vater selber eingeladen hat, indem er im Apostolischen Schreiben vom 13. Juni 1926 schreibt:

„Zweck des Aloysius-Jubiläums ist geistige Erneuerung unserer Jugend. Jünglinge, die als Boten der großen katholischen Jugendfamilie am festgesetzten Tage der Feier (31. Dez. 1926) in die ewige Stadt kommen, wollen Wir herzlich empfangen und Wir wollen zu ihnen sprechen. Im Geiste wollen Wir sie auch bei ihrem Gang an das Grab des heiligen Aloysius begleiten und beten, sie unsere Kinder, möchten immer deutliche, den Schutz ihres himmlischen Patrons erfahren.“

Die italienische Regierung hat vor einiger Zeit die Präfekten Italiens angewiesen, mit größter Strenge gegen die obzone Presse aller Art, sowie Broschüren, Zeitungen und Ansichtskarten dieser Gattung vorzugehen. Finden sich solche Erzeugnisse in den öffentlichen Verkaufsstellen, so sind sie zu beschlagnahmen, die Versendung solcher Machwerke soll auf jede Weise verhindert werden. Wie sich mancher Rompilger aus dem Jubeljahr erinnert, wird er mit Verwunderung damals gesehen haben, wie in Bahnhöfen Wartesaalen usw. große Plakate angebracht waren, wo die „Liga gegen Flüchen“ Propaganda machte. Ob nicht auch in Deutschland ein bisschen „Diktatur“ gegen Schmutz eher am Platze wäre, als langatmige Verhandlungen mit den Schmutzfinken sog. Kunstinteressenten“ sprich „Geschäftemacher.“

„Laicisme“ nennt sich ein Werk des Abbe Desdranges, eines berühmten französischen Predigers. In einer Reihe von Beobachtungen zeigt er wie der Laizismus in Frankreich von Staats wegen nur für die Katholiken gilt. In Algier, mitten in der Stadt hatte die französische Regierung schon vor langen Jahrzehnten eine Medersa, höhere Schule errichtet, wo junge Araber zu Friedensrichtern oder Marabouts, mohamedanischen Religionsdienern ausgebildet werden. Also eine Theologenschule auf Staatskosten. Der Beginn und das Ende der mohamedanischen Fastenzeit (Rhamadan-Monat) wird durch französische Geschütze bekanntgegeben. Auf Staats Schiffen werden die Mohameda-

ner, welche nach Mecka pilgern, kostenfrei befördert. Sie werden in Algier vom Gouverneur im Namen der Republik begrüßt.

Abbe Desdranges meint am Ende seiner Erzählung über Algier: „Ich dachte nach und sagte mir, wie gut es wäre, wenn ich als Enkelfkind jener Seeräuber zur Welt gekommen wäre, die noch im 19. Jahrhundert die südlichen Küsten Europas unsicher machten, Christen Kinder raubten, Frauen und junge Leute in die Sklaverei verkausten, die einen Cervantes und den heiligen Vinzenz von Paul an die Galeeren fetteten! Da hätte ich die feinfühligste Zuversichtlichkeit von der Regierung zu erwarten. Da hante man mir auf Staatskosten eine theologische Anstalt falls ich mohamedanischer Geistlicher werden wollte, man führte mich auf Staatschiffen nach dem Ziele meiner Pilgerfahrten und die französische Artillerie gäbe mir das Signal zum Beginn und Ende meines Fastens. Weh mir aber, wenn ich als Christ und Katholik meine Religion frei auszuüben wünsche! Da gibt es keine Gewalt so roh und keine List so boshaft, die nicht angewendet würde, um mir in Erinnerung zu bringen, daß wir ja in einem religionslosen Staate leben!“

Die Priesternot in Latein-Amerika d. i. in den Gebieten Mittel- und Südamerikas ist dort ein besonderes Merkmal. In Nordbrasiliens entfallen bei günstiger Schätzung auf 13 Millionen Katholiken 1000 einheimische Priester. Die Lage der Kirche ist deshalb sehr schwierig und Aussichten den Priestermangel zu beheben, sind nicht günstig. Obwohl im Jahre 1924 Nordbrasiliens 9 Seminare für den einheimischen Klerus besuch, wurden doch im Laufe von 25 Jahren nicht mehr als 570 Priester geweiht. Den seit 1889 (Ausrufung der Republik) in Brasiliens tätigen Ordensleuten ist es trotz größter Mühen nicht gelungen, einen einheimischen Klerus heranzubilden.

In den vereinigten Staaten von Nord-Amerika beschränkt sich die Missionstätigkeit der protestantischen Missionare, wie die Londoner „Catholic Times“ schreibt, auf die dem Christentum gewohnten Küstenstrecken. Dies hat sogar der Präsident dieser Missionsgesellschaften eingesehen und den Unterschied zwischen der Arbeit der alten katholischen Missionare und der modernen Methode der Protestanten festgestellt. Jene alten Missionspatres hätten ihr Leben und ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt und wären in die Wildnisse eingedrungen.

Als sie ihr Werk begannen, sahen jene Küstenstriche, wo jetzt protestantische Missionare in den Städten wirkten und die Eisenbahnen benützen, ebenso aus, wie jetzt die Urwälder, von denen sich die Protestanten fern hielten. Dabei hätten diese katholischen Väter der Geographie und der Volkerkunde unschätzbare Dienste geleistet, wie es ihnen sogar der absolut nicht kirchenfreundliche Humboldt bezeugt habe.

Das Christentum in Palästina. Die französische Revue „Union des Eglises“ brachte interessante Zahlen über die Lage der katholischen Kirche in Palästina in vergangenen Jahren. Im Jahre 1925 zählte man alles in allem 35 000 Katholiken, davon 25 000 Lateiner und 10 000 katholische Orientalen. Es gab 739 Schulen, davon 314 Staatschulen. Von den Lehrern wurden 670 vom Staat angestellt, 1830 gehören freien Gruppen an. Von 58 084 Schülern waren 21 645 mohamedanische, 21 454 jüdische und 14 985 christliche. Im ersten Halbjahr 1925 wurden 27 728 Einwohner gezählt wovon nur 317 Nichtjuden waren. Im Jubeljahr besuchten 55 473 Pilger das Heilige Land.

Weihe eines neuen Missionsschiffes. Mailänder Katholiken haben dem Heiligen Vater ein Missionsschiff zum Geschenk gemacht. Seine Länge beträgt etwa 20 Meter. Es soll auf dem Nil stationiert werden. Die Weihe fand in erhebender Weihe statt. Kardinal Tosio, Erzbischof von Mailand vollzog die Zeremonien in Gegenwart zahlreicher Gläubigen unter Beteiligung der bürgerlichen Behörden und einer Vertretung des faschistischen Direktoriums. Das Schiff trägt den Namen „Pius XI.“.

Die Kirche eine Feindin der Arbeiter? Eine französische Zeitschrift stellt der immer noch oft gehörten Beschuldigung, die Kirche habe kein Herz für die Arbeiter, die folgenden Tatsachen entgegen: Das erste Gesetz betreffend das Verbot der Sonntagsarbeit zum Schutze der Sonntagsruhe wurde in Frankreich am 18. November 1814 von der damals katholischen Mehrheit angenommen. Das erste Arbeiterinnen- und Kinderschutzgesetz wurde am 22. Dezember 1841 zufolge eines Antrages von drei Katholiken, darunter des berühmten Grafen Montalembert angenommen. Der Gedanke einer internationalen Gesetzgebung für den Schutz der Arbeiter wurde zuerst von einem Katholiken, Daniel Le Grand, im Jahre 1857 erwähnt. Die erste Kreditgenossenschaft gründete ein Katholik, Vincent mit Namen, im Jahre 1880. Die

Vergissmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nr. 1 Januar 1927 45. Jahrgang

Mit Gottes Segen

1. Mit Deinem Segen auf allen Wegen,
O Jesu laß mich wandeln,
Und Deinen Willen
Treu erfüllen,
Das sei mein täglich Handeln.
Reiß Eigenliebe und alle Triebe,
Die nicht vor dir bestehen,
Mir aus dem Herzen;
Und macht's auch Schmerzen,
O Herr es soll geschehen!
2. Mit Deinem Segen auf Dornenwegen!
Ob auch die Dornen stechen,
Was kann mir schaden?
Mit Deinen Gnaden
Bin stark ich — selbst in Schwächen.
Das Aug mag weinen und nirgends scheinen
Ein Lichtstrahl ihm auf Erden,
Doch nur zum Heile
Für eine Weile
Läßt Du es Nacht mir werden.
3. Mit Deinem Segen auf Himmelswegen!
Ja, führt es nur nach oben,
Dann will ich gehen,
Wie Du's ersehen,
Wär's durch die schwersten Proben!
Wie sollt mir bangen!
Bald ist gegangen
Der letzte Schritt auf Erden.
Und Himmelsfrieden
Wird dann dem müden,
Doch treuen Pilger werden.

„Ein gnadenreiches neues Jahr!“

So rufen wir allen unsern Lesern, Freunden und Wohltätern zu. Möge der liebe Gott in seiner Güte alles Gute den Menschenkindern schenken und alles, was diesen auch im kommenden Jahr als Kreuz erscheinen mag, zum Guten lenken, zum Verdienste für die Ewigkeit. Wer weiß es, ob er dieses Jahr noch bis zu seinem letzten Tage erleben wird, mancher wird nicht viele Schritte in das neue Jahr hineinwandern und vor ihm öffnet sich das Tor der Ewigkeit. Was wird ihm da im letzten Stündlein den größten Trost bereiten? In Äppigkeit und Sündenleben vergeudete Tage und Jahre? oder ein Leben christlichen Opferlebens, ein Leben der Treue gegen Gott und seine Gebote, ein Leben der Güte? Gut gewesen zu sein im Leben wird niemals jemand reuen. Wer aber geradezu sein Leben in besonderer Auswirkung der Güte verbracht hat, wer die geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit nach bestem Können und Wollen ausgeübt hat, der kann ohne Furcht den Weg in die Zukunft wagen, ihm wird vor der Rechenschaft nicht bangen. Und so wollen wir, Missionare und Missionsshelfer, Missionsförderer an der Schwelle des neuen Jahres das Gelöbnis dem Kindlein in der Krippe weihen, unsere Werke in seinem Geiste, nämlich aufopfernder, hingebender Liebe im Dienste der einzige großen edlen Sache der Mission, zu vollbringen. Die Aufgaben der Mission wachsen von Jahr zu Jahr, die Sorgen lasten drückend auf der Leitung unserer Kongregation; aber mit dem unerschütterlichen Vertrauen auf treueste Mithilfe unserer Freunde und mit vollkommenem Vertrauen auf die göttliche Borsehung wollen wir in Gottes Weinberge im Schweiße unseres Angefichtes, in rauhen Stürmen und in heißen Mittagsglüten als treueste Diener des höchsten Herrn arbeiten, bis wir einst sprechen dürfen: „Nun will es Abend werden.“ So möge denn, für jeden von uns das neue Jahr ein gottwohlgefälliges, gottgesegnetes Missionsopferjahr werden! Mit herzlichem Neujahrsgruß

Die Mariannhiller Mission.

Von Pater Cyprian Ballweg, R. M. M.

Ein Stückchen Missionsarbeit

„Am Samstag, den 13. und Sonntag, den 14. Februar, ist auf der Außenstation Dumezulu Nachmission.“ So hatte ich verkünden lassen. Die Nachmission wollte ich selber halten. Am Donnerstag abend kam nun ein Telegramm, daß da drüben bei Dumezulu eine Frau frank sei, die den Priester haben wolle. Am nächsten Morgen in aller Frühe machte ich mich auf den Weg. Es waren etwa acht Reitstunden bis hahin. In

der vergangenen Nacht war ein schweres Gewitter mit starkem Regen vorübergezogen. Ich dachte daran, daß ich infolge dieses starken Regens an den verschiedenen Flüssen Schwierigkeiten haben würde. Der Umhatusan, den ich zuerst passieren mußte, war auch schon fast voll von Hochwasser. Der Umlas, den ich bald darauf überschritt, hatte ganz wenig Wasser. Der Umbogodo, den ich dann hoch zu Roß durchritt, war bereits ausgetrocknet durch die lange vorausgegangene Dürre. Offenbar war in dieser Gegend noch kein Regen gefallen. Als ich an die beiden Flüsse Ndiana und Nungwana kam, sah ich, daß sich bereits gewaltige Wasser heranwälzten. Es gelang mir aber, noch glücklich durchzukommen. Ich hatte nun große Besorgnis für mein Weiterkommen, denn ich mußte noch über den großen Fluß Illovu, den ich gerade kurz vor meinem Ziele überschreiten mußte. Als ich hinkam, sah ich, daß dieser Fluß zu einem gewaltigen Strom geworden war. Schäumend und tosend schossen die Wogen vorüber. Ich fragte eine christliche Frau, die am Ufer saß, ob ich noch hinüberkommen könnte. Sie sagte: „Nein, es ist unmöglich. Der Fluß hat jetzt soviel Wasser. Aber er nimmt bereits wieder ab. Warte bis morgen in der Frühe, dann kannst du sicherlich ohne Gefahr hinüber. Allein ich wollte ohne Verzug zu der Kranken und auch meine Nachmission pünktlich anfangen; so suchte ich denn nach einem Mann, der mich hinüberbringen könnte. Ich kam zu einem Kraal. Es war aber nur ein kleines Kind da, alle andern waren fort in der Stadt um zu arbeiten. Ich ging weiter, flußaufwärts. Eine Frau zeigte mir eine Hütte, wo mehrere heidnische Mädchen wohnten, die gut schwimmen konnten. Bevor ich zu dieser Hütte kam, mußte ich noch einen kleinen Nebenfluß des Illovu überschreiten. Das Wasser ging meinem Pferd bis zum Sattel. Die Mädchen fand ich in der Hütte, allein sie waren nicht zu bewegen, mir hinüberzuhelfen. Ich suchte weiter. Unterwegs traf ich einige heidnische Frauen. Ich erzählte ihnen, daß ich eine franke Frau besuchen wolle, aber nicht über den Fluß kommen könne. Zufällig war nun eines dieser Weiber eine Verwandte dieser franken Frau. Diese ging nun mit mir zunächst zurück zu der Hütte, wo die heidnischen Mädchen wohnten und suchte diese zu bestimmen, mir hinüberzuhelfen. Als ich schließlich auch noch versprach, einen Schilling zu geben, erklärten sie sich bereit dazu. Da sie die Übergangsstelle genau kannten, so war es trotz des Hochwassers nicht allzu gefährlich, über den reißenden Strom zu setzen. Wir gingen im Fluß selbst eine ganze Strecke flußaufwärts und kamen dann glücklich auf das andere Ufer. Dort stand ganz in der Nähe unsere Außenschule. Ich hatte gehofft, noch vor Schulschluß hinzukommen, um den Kindern mitzuteilen, daß am nächsten Tag heilige Messe sei. Allein die Kinder waren bereits alle nach Hause gegangen. Es war aber ein Mann da, der blies in sein Horn, das war für die umwohnenden Christen das Zeichen, daß ein Priester gekommen sei und am nächsten Morgen Messe lesen würde. Ich begab mich gleich zur Kranken und versah sie mit den Tröstungen

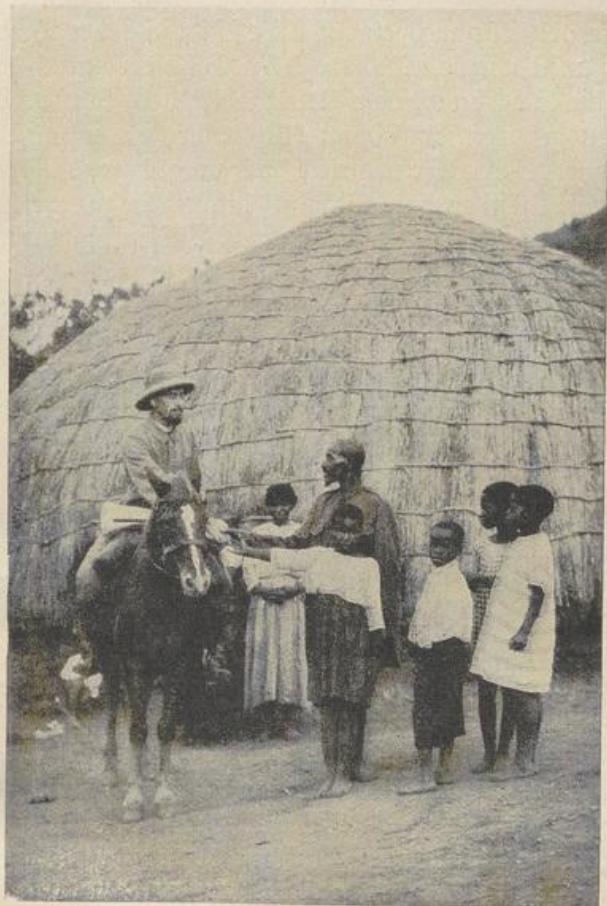
unserer heiligen Religion. Am nächsten Tage las ich in der Schule die heilige Messe und brachte der Frau dann die heilige Kommunion. Die Frau hatte große Freude, so vor ihrem Tode den Priester an ihrem Sterbebett zu haben. Bald nach meinem Weggang starb sie.

Ich machte mich nun wieder auf den Weg, um noch rechtzeitig nach Dumezulu zu kommen. Drei Stunden mußte ich wieder zurückreiten auf dem Weg, den ich am Tage vorher gekommen war. In Dumezulu erwarteten mich schon die Kinder, denen ich einen Vortrag hielt. Am Samstag morgen war Generalkommunion der Kinder. Am Mittag kamen die Erwachsenen. Als am Abend die Vorträge für dieselben zu Ende waren, fing das Beichthören an, das bis Mitternacht dauerte. Am Sonntag Morgen wurde nach kurzer Ruhe wieder Beicht gehört. Darnach kamen wieder Vorträge. Am Nachmittag gab es dann noch eine Reihe von Indaba zu schlichten, denn die Schwarzen bringen gern alle möglichen Familienangelegenheiten und Streitigkeiten und Zweifel usw. vor den Richterstuhl des Missionars. Er soll in allem entscheiden. Gegen fünf Uhr abends war ich mit allem fertig. Zur Ruhe kam ich aber noch nicht, denn ich mußte eilends zu einem $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Kraal reiten, da ein schwerkrankes Mädchen einen Boten gesandt hatte mit der Bitte, ich möchte kommen. Als ich hinkam, fand ich das Mädchen schon sehr schwach. Ich gab ihr die heilige Kommunion und die letzte Ölung und ritt nach Dumezulu zurück. Das Mädchen starb bald nach meinem Weggang. Auf meinem Rückweg mußte ich mich beeilen, denn er führte durch ein Waldesdickicht. Es fing schon an zu dunkeln und im Dunkel hätte man sich nicht mehr zurechtgefunden.

Am Montag sollte der Schluß der Mission sein. Von 6 bis 10 Uhr hatte ich wieder Beicht zu hören. Dann war feierlicher Schlußgottesdienst. Am Montag führte mich wieder ein Krankenbesuch etwa 3 Stunden weit weg. Es war ein sehr heißer Tag. Denn ersten Teil des Weges konnte ich sehr gut machen, da ich reiten konnte. Dann aber kam ich an eine Felsenmauer und in diesen tiefen Abgrund mußte ich hinuntersteigen. Mein Pferd band ich fest, da ich es nicht mitnehmen konnte. In der Nähe dieses Grundes wohnt ein Mann, der mich begleitete, da die Kranke, die ich besuchen wollte, seine Schwester war. Als wir auf dem steilen, felsigen Pfad etwa zur Hälfte hinabgestiegen waren, schrie der kleine Sohn dieses Mannes oben aus Leibeskräften nach seinem Papa. Als ihm dieser zugewinkt, kam er nachgelaufen und kletterte auf der anderen Seite der Schlucht auch wieder mit uns hinauf. In der Hütte traf ich eine kranke Frau an. Sie lag in einem schweren Fieber. Vor das Bett hatte sie schon ein kleines Altärchen hingebaut aus einer Kiste, die mit einem weißen Tuch bedeckt war. Darauf stand ein Kreuz, ein Herz-Jesubild und ein Andenken von der letzten Mission. Die Kranke sagte zu mir, daß sie nichts mehr sehen könne, als das weiße Tuch, das sie an die Taufunschuld erinnere. Alles sei weiß vor ihren Augen. Ich bereitete die Kranke vor auf einen guten

Tod und gab ihr alle Tröstungen der heiligen Kirche. Von der Familie der Kranken wurde ich dann mit Tee bewirtet. Um drei Uhr nachmittags kehrte ich wieder auf der anderen Seite der Schlucht zurück, wo mein Pferd angebunden stand.

Die Frau des Mannes, der mich begleitete, brachte mir saure Milch zu trinken. Während ich noch mit dem Mann redete, kam der kleine Sohn wieder gelaufen und sagte, ich dürfe noch nicht weggehen, da die Mutter mir noch Eier kochen wollte. In freundlicher Weise wurden mir dieselben



Ankunft im Kraal bei Madundube zum Gottesdienst

auch angeboten. Allerdings waren sie steinhart gekocht. Mit herzlichem Dank verabschiedete ich mich und ritt von da aus zu unserer Station Emadunduba, da ich dort am nächsten Tag Gottesdienst halten sollte. Ich kam ganz durchnäht dort an. Am nächsten Tag war feierlicher Gottesdienst mit Predigt. Dann ritt ich nach Hause, wo schon wieder Arbeit verschiedenster Art meiner wartete.

Aus: Katholische Korrespondenz

Seligprechung eines einheimischen abessinischen Priesters

Wie sehr dem heiligen Vater die Sorge für den einheimischen Klerus am Herzen liegt, zeigen die Dokumente des letzten Jahres. Ein bedeutsamer Schritt zur Verwirklichung der Ziele wurde im vergangenen Jahre getan. Am vierten Sonntag im Oktober wurden vier einheimische Chinesen zu Bischöfen geweiht. Da ist es ein schönes Zusammentreffen, daß am ersten Sonntage des Monats einem abessinischen Priester die Ehre der Altäre zuerkannt wurde. Es ist Abba Gebara Michael.

1788 wurde er im Godjam, dem Quellgebiet des Blauen Nils, im südlichen Abessinien geboren. In einem Kloster erhielt er seine Ausbildung, wie es Sitte war. Seine Fortschritte waren glänzend, sein Durst nach Wahrheit so groß, daß er den Schwur tat, nicht zu ruhen, bis er die Wahrheit gefunden habe. Um sich ganz der Wissenschaft widmen zu können, entschloß er sich, Mönch zu werden. Bald galt er als Gelehrter, ja als der Gelehrteste im ganzen Land. Aber die Unhaltbarkeit der abessinischen Religion (des Monophysitismus, der Lehre von der einen Natur in Christus) quälte ihn. Da führte ihn die Vorsehung zu Justinus de Jakobis. Dieser war Missionspriester vom heiligen Vinzenz von Paul (Lazarist) und wirkte seit 1839 auf dem dornigen Felde der abessinischen Mission. Erst zwei Jahre zuvor war es wieder einem katholischen Missionar, dem Lazaristenpater Sapeto, gelungen, den Boden des Landes zu betreten. Seitdem 1753 die letzten drei Franziskaner in Gondar auf öffentlichem Platze gesteinigt worden waren, war das Land allen Missionaren und Fremden verschlossen gewesen. Jakobis brachte die Mission zu neuer Blüte.

Längere Zeit hatte das Land keinen schismatischen Oberhirten mehr. 1841 führte Jakobis im Auftrage des Fürsten Ubijeh eine Gesandtschaft, um von dem koptischen Patriarchen eine „Abuna“ zu erbitten. Die Gesandtschaft bestand aus etwa 50 Personen, darunter Abbe Gebara Michael. Das Beispiel des tugendhaften Missionars, seine religiösen Gespräche und Belehrungen verfehlten den Eindruck auf den abessinischen Gelehrten nicht. Die Erwähnung des unwürdigen, ehrgeizigen und völlig ungebildeten Abuna Salama ließ Gebara Michael sich noch enger an Justinus anschließen. Mit ihm ging er nach Rom und Jerusalem. In die Heimat zurückgekehrt, trat er nach langem Forschen zum Katholizismus über. Nun wirkte der gefeierte Gelehrte in dem 1845 in Guala, bald nach Allitena verlegten Seminar zur Heranbildung eines einheimischen Klerus. Auf einer Reise ließ ihn Abuna Salama ergreifen und ins Gefängnis werfen. Viele Martyrien mußte er erdulden, bis die Königin die Freilassung des berühmten Doktors verlangte.

Inzwischen war Justinus de Jakobis Bischof geworden. Er weihte den sechzigjährigen Bekener zum Priester. Da begann 1854 General Cassa, der spätere Kaiser Theodorus II., auf Veranlassung des Abuna Salama die Katholiken in Gondar zu verfolgen. Besonders hatte es Salama abgesehen auf seinen verhafteten Feind, den „abgefallenen“ Mönch, der ihn einst seiner Unwissenheit überführt hat. 150 Schläge mit einer Ledersohle ließ ihm der grausame Thyrann ins Gesicht geben. Ein andermal lösten zwölf Henker sich ab, seinen Leib mit Peitschen zu zerfleischen. Mit schweren Ketten beladen musste der ehrwürdige Duldergreis den Marschen des kaiserlichen Heeres folgen. Noch einmal bekannte er vor dem Kaiser seinen Glauben. Da war das Urteil gesprochen. Er wurde an einen Pfahl gebunden und sollte erschossen werden. Durch Vermittlung des englischen Gesandten wurde er begnadigt. Im Heere wütete die Cholera. Sie erfasste auch unsern Märtyrer. Da er nicht mehr gehen konnte, band man ihn auf dem Rücken eines Pferdes fest. Aber auf dem Marsche starb er am 29. Juni 1855. Möge sein Märtyrerblut den harten Boden Abessiniens befruchten und seine Fürsprache am Throne Gottes sein Heimatland für den Heiland gewinnen helfen, für den er so heldenhaft Zeugnis abgelegt hat.

Ein Besuch auf den Stationen der Missionare von Mariannhill

Im Juli 1926, also zur südafrikanischen Winterszeit besuchte der englische Jesuit Pater Stapleton unsere Missionsstationen und schildert in der englischen Zeitung „Southern Cross“ („Südl. Kreuz“) seine Eindrücke in einer Reihe von Artikeln, deren Inhalt wir in freier Übersetzung hier wiedergeben. Der Verfasser schreibt:

Ein lang gehegter Wunsch führte mich zunächst auf eine der größten Mariannhiller Missionsstationen, nach Lourdes im Ost-Griqualand. Schnee lag noch an den Abhängen der Berge, welche die Station umgeben; aber in der Niederlassung selber drunten im Tale war die Kälte nicht so grimmig. Die Hauptstraße dorthin führt durch ausgedehnte Wattewälder, Zeugen einer lebhaften wirtschaftlichen Tätigkeit ihrer Pflanzer. Die Missionsfarm zieht sich weit über die Abhänge der Berge hin. In ihren Taleinsenkungen blühen einheimische Bäume und liefern das Rohmaterial für die verschiedenen Werkstätten, in denen die Eingeborenen als Wagner, Schreiner oder Bauhandwerker ausgebildet werden. Die höher gelegenen Regionen dienen dem Groß- und Kleinvieh zur Weide, die tiefer gelegenen sind in fruchtbares Ackerland umgewandelt. Hier entfaltet sich der Ackerbau in seinen verschiedenen Arten unter der kundi-

gen Leitung der Missionsbrüder von Mariannhill.

Ein reges Leben herrscht auf der riesigen Missionsfarm, deren Mittelpunkt die Missionsstation mit ihren vielen Gebäuden bildet, die im Laufe der letzten dreißig Jahre entstanden durch die fleißige Arbeit der Ordensbrüder und unterstützt von ihren schwarzen Gehilfen, Lehrlingen und Arbeitern. Wie ein mächtiges Dorf liegt die Ansiedlung vor uns in einer Ausdehnung von mehreren Morgen Land.

Im Zentrum der Anlage befindet sich die geräumige Kirche mit ihren zwei weithin sichtbaren Türmen. Um sie herum gruppieren sich all die vielen Gebäude, die notwendig sind zum Feldzug gegen das Heidentum, oder zum Aufbau einer christlichen Kultur unter dem schwarzen Volke. Schon die bloße Aufzählung gibt einen staunenerregenden Aufschluß über die ganze Ausdehnung der Anlagen; da steht das Haus für die Gäste, das Priesterhaus, die Brüderwohnung, das Kloster der Schwestern vom kostbaren Blut, der treuen Helferinnen der Missionare von Mariannhill, ferner die dreistöckige Knabenschule, die Mädchenstube, das Waisenhaus, das Krankenhaus, die Werkstätten: die Gerberei, die Sattlerei, die Schuhmacherei, die Näherei, die Wagnerie, die Schreinerei, die Schmiede, die Spenglerei, die Korbfechterei, ein großer Kaufladen, die Molkerei, die Wagenremise, die Stallungen für Schweine, Kühe, Pferde, Hühner, das große Sägewerk und die Krone von allem: die große Ausstellungshalle.

Schon die bloße Liste dieser Anlagen zeigt, daß wir hier die verschiedenen Zweige der Missionstätigkeit nur flüchtig streifen können. Es macht den Eindruck des Großzügigen zur Melkzeit all die Hunderte von Kühen zu sehen, in den nach modernsten Mustern eingerichteten Ställen, die vielen Kälber in der Hürde, an der langen Flucht der Stallwand entlang stehend und blökend auf die Mutterkuh wartend. Die Sorge für die Herde liegt in den Händen einer Missionsschwester, die mit Umsicht und beherrschender Energie die Arbeiten der schwarzen Stalljungen verteilt und überwacht. Ihre Leibgarde sind zwei holländische Doggen.

Die Pferdeställe beherbergen Pferde aus der eigenen, von einem Bruder geleiteten Pferdezüchterei, aus der schon manches in Farmerkreisen berühmte Rassenpferd hervorgegangen ist.

Besonders bemerkenswert fand ich die Gerberei, deren Arbeiten unter der sachgemäßen Leitung eines Bruders ganz von Schwarzen ausgeführt werden. Die wohlpräparierten Häute und Felle werden als Leder in die Sattlerei gebracht, hier lernen unter Anweisung eines bejahrten Bruders schwarze Jünglinge nicht nur das Zuschniden von Riemen, Lederschnüren und ähnlichen einfachen Artikeln, sondern auch erstklassiges Sattel- und Zaumzeug und vor allem auch gediegene Lederkoffer verfertigen.

In der großen Sägemühle summt und brummt die Säge und die scharf geschliffenen Eisenzähne fressen sich in die dicken Urwaldriesen hinein,

die von der Bergen herabgeholt wurden und nun zu Brettern verarbeitet werden sollen.

In der Schreinerwerkstätte röhren sich flinke schwarze Negerhände und hobeln und sägen und klopfen und streichen an Schränken und Truhen, Tischen und Stühlen. Eine besonders geschickte Gruppe arbeitet an Holzschnitzereien für Altaraufsätze.

Was den Besucher besonders überrascht, sind die wundervollen Flechearbeiten, zierliche Körbchen, Tischläufer usw., die von eingeborenen Mädchen unter Leitung der Schwestern verfertigt werden. In dieser Weise werden die Maisblätter verarbeitet und so werden haushälterisch auch die Abfälle der Farmwirtschaft in fluger Weise verbraucht.



Schulmädchen beim Korbfliechten

Alle Schulfinder müssen als Handarbeit das Flechten lernen. Sie machen Körbe, Matten, Unterlagen für Schuhe; Körbchen für Nähzeug u. s.w. Verwendet werden Weiden, Gras und Blätter einer Palmenart — Slala, welche zu schmalen Streifen gespalten und gebleicht werden. Die Strohhüte, welche die Missionare tragen, sind auf diese Weise geflochten

Dazu werden für die größeren Körbe noch eigens Korbweiden gezogen am Bach, der das Sägewerk treibt und den Enten einen willkommenen Tummelplatz bietet.

Dieser flüchtige Blick in den täglichen Arbeitsgang der Missionsstation zeigt, wie die Missionäre es als ihr erstes Ziel ansehen, den Eingeborenen zur Arbeit erziehen und so den Grundstock legen zum Aufbau einer christlichen Kultur. Der Schwarze lernt die Arbeit verstehen und lieben, gewinnt Selbstachtung und Schaffensdrang. So wächst im Volke all-

mählich ein Trieb zur Arbeit, es entwickelt sich die Fähigkeit, die Bedürfnisse des eigenen Volkes mit eigner Hände Arbeit zu beschaffen, aus eigener Kraft zu erzeugen und so wirtschaftlich immer selbstständiger zu werden, ein mächtiger Schritt vorwärts auf dem Wege zur Kultur. In dieser Weise offenbart sich die Mission als Kulturkraft ersten Ranges, die Missionsstation steht vor uns als eine wahre Hochschule der Kultur für die junge Generation des schwarzen Volkes, Burschen und Mädchen verlassen wohl ausgebildet diese Station und tragen ihr Geschick und ihre Dienste in die heimatliche Umgebung. So zieht die Mission Jahr für Jahr immere weitere Kreise in der umliegenden Welt der Eingeborenen. Mehrere schwarze Familien haben sich niedergelassen auf der Missionsfarm von Lourdes und bilden eine Gemeinschaft von Pachtfarmern, die jeder Farmvereinigung als Mitglieder Ehre machen würden. Auf dem Missionsfeld bodenständig bleiben sie noch unter dem Einflusse ihrer Lehrer und genießen so die Wohltat, jederzeit erfahrenen Rat zu hören und die fortwährenden Verbesserungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft zu beobachten und nachzuahmen.

Haben wir nun einen Blick geworfen über die materielle Seite der Missionstätigkeit in Lourdes, so wollen wir nun auch noch die weit wichtigere geistige Seite streifen. Es ist überflüssig zu bemerken, daß die Missionare von Mariannhill über ihrem Bestreben, der zeitlichen Not des schwarzen Volkes zu steuern, niemals ihre Hauptaufgabe aus dem Auge verlieren, nämlich die geistige Not zu heben durch die Verkündigung des Evangeliums. Das ist ja das Endziel der Mission: die heidnischen Eingeborenen zu katholischen Christen zu erziehen. Wenn das geschehen könnte, rein durch die Predigt des Wortes ohne den gewaltigen Aufwand von Kapital und Arbeit zur Besserstellung der gewöhnlichen Lebensbedingungen, zweifellos würden es die Missionare tun und könnten sich dabei viel Mühe und Plage sparen. Aber ein gewisser Grad materieller Wohlfahrt ist die notwendige Voraussetzung zum Aufbau des geistigen Gebäudes der Christianisierung, denn es gibt kein Christentum ohne Kultur.

Der Katechismusunterricht hält gleichen Schritt mit der übrigen regelmäßigen Ausbildung in der Schule. Die heilige Messe, die täglichen Gebete, die Segensandachten folgen einander nach fester Tagesordnung. Soweit es die Liturgie erlaubt, werden alle Gebete in Zulu verrichtet und alle Lieder in Zulu gesungen. Während Englisch und Holländisch offiziell in der Schule gelehrt werden, werden diese zwei, dem Eingeborenen so fremden Idiome ihm in der Kirche nicht aufgedrängt. Das ist auch eines der Geheimnisse des großartigen Erfolges der Mariannhiller Mission. Der gewöhnliche Gruß der Kinder an die Fremden ist das „Gelobt sei Jesus Christus“ in Zulu.

Die große Versammlungshalle in Lourdes, entstand wie jedes andere Gebäude dort, durch die Hände der Eingeborenen unter der fachmännischen Leitung der Missionsbrüder. Diese Halle ist ein Beweis des großen Fort-

schrittes in Lourdes. Ihre Zwecke sind mannigfaltig. Sie ist Theaterhalle mit einer gefällig ausgemalten Bühne mit tiefem Zuschauerraum ringsum, sie dient als jährliche Ausstellungshalle für die landwirtschaftlichen Produkte der eingeborenen Farmer, als Exerzitiensaal zur Vorbereitung der Katechumenen vor großen feierlichen Taufen und Firmungen; sie dient als Hörsaal bei Vorträgen eines Missionars oder Bruders für Sommerschulkurse, Lehrerversammlungen, Farmervereinigungen usw. eine Art **Volkshochschule**.

Jüngst, und ich möchte das betont haben, diente die große Halle in Lourdes als Sitzungssaal der alljährlichen Versammlung der eingeborenen Lehrer, die von allen Missionsstationen aus Nah und Fern zusammen eilen, um Vorträge und Ansprachen zu hören. Es ist wahrhaftig ein glänzender Beweis, wie weit die Missionare die Eingeborenen-Frage schon gelöst haben, wenn auf ihren Ruf die Hunderte von Lehrern und Lehrerinnen sich versammeln, junge Leute, deren Großeltern noch „Wilde“ waren im eigentlichen Sinne des Wortes. Dreißig Jahre hingebender Arbeit die große Wandlung geschaffen. Die Regierung von Natal hat niemals ein besseres Geschäft gemacht, als dadurch, daß sie die Tausende von Morgen Land den Missionaren überließ für den Preis von einem Schilling für den Acker.

Mariannhill. Über Mariannhill selbst viel zu sagen ist nicht die Absicht des Schreibers. Es ist ein dauerndes Wunder von Organisation und ist schon hundertmal beschrieben worden. In wenigen Meilen kann man es von Durban aus erreichen und besichtigen. Es ist kurz gesagt, daß Hauptquartier und der Mutterboden der Missionare von Mariannhill, sein offizieller Charakter verhüllt nur etwas seine ursprünglichen Züge als Missionsstation. Kunst und Industrie, die Hand in Hand die Tochterstationen aufgebaut haben, haben hier ihre Heimat. Hier erhalten die jungen Brüder und Schwestern ihre Schulung, um dann als Kulturpioniere über das weite Missionsfeld verstreut zu werden. Dorthin kehren zurück die alten Missionsveteranen gebeugt von der Last der Arbeit und gebleicht von der Fülle der Jahre. Dort ruhen im Frieden im Schatten der Bäume, die Fronttruppen der Kirche, tapfer und treu bis zum letzten Stündlein.

Mancher ehrenvolle Band könnte geschrieben werden über die Geschichte Mariannhills in den letzten dreißig Jahren.

Mariatal. Lourdes im Griqualand hat uns ein lebhaftes Bild der Missionsarbeit auf den Stationen gegeben. Mariatal zeigt uns nun eine neue Seite des Mariannhiller Missionswerkes. Dort steht nämlich das **Priesterseminar**, wo Scholastiker der Kongregation den Studien obliegen. Lourdes bereitet die Ernte zum Schnitt und Mariatal liefert die Schnitter. Aber schmerzlich fühlt man auch hier die Wahrheit der Worte des Herrn: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“ Gott sei es gedankt, daß das Jahr 1926 wieder eine Verstärkung von zehn neu

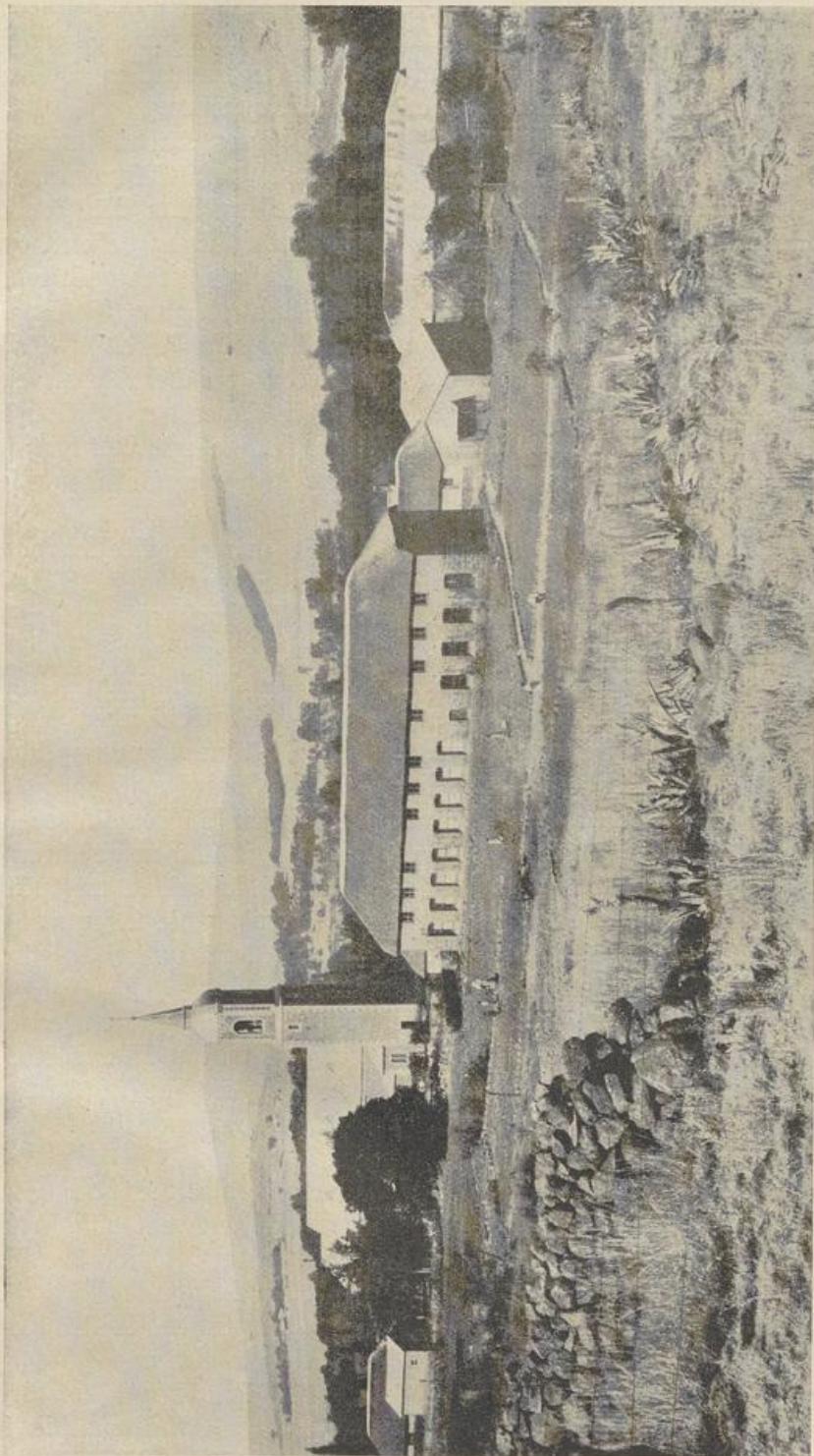
geweihten Priestern gebracht hat. Sie sind aber für das schnittreife Missionsfeld wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Es ist ein großer Trost, daß in Europa eine ideale Jugend der neuen Friedensära in großer Zahl den Missionshäusern zuströmt und große Hoffnungen für die Zukunft verspricht. Allerdings wird es noch mehrere Jahre eifriger Vorbereitung kosten bis von Europa aus wieder ein großer Trupp an die Glaubensfront abgehen kann.

Die Neueinteilung der Vikariate in den letzten Jahren hat den Missionaren von Mariannhill ein neues gewaltiges Feld der Tätigkeit eröffnet im dicht von Eingeborenen bevölkerten Gebiet von Transkei. Das weite Land weist leider noch gar keine Missionsstation auf und Bischof Fleischer und Pater Hermann Arndt, der Generalsuperior der Kongregation haben große Schwierigkeiten bei ihrem Priestermangel in diesem neuen ausgedehnten Sprengel eine wirksame Mission zu organisieren. Ein weiteres Hindernis bietet ein Gesetz der Regierung, kraft dessen jede neue Schule wenigstens drei Meilen von der bereits bestehenden nächsten Schule einer anderen Religionsgemeinschaft entfernt sein muß. Die Erbauung ist außerdem abhängig von der Einwilligung des Häuptlings dieses Bezirks. Auf diese Weise ist die Christianisierung dieser Eingeborenen abhängig gemacht von der Willkür ihrer Häuptlinge.

Eine weitere Überraschung erwartete uns in Mariatal, nämlich die **Latenschule**, wo eine auserlesene Schar von schwarzen und halbweißen Knaben ausgebildet und erzogen werden, um später einmal, wenn sie sich bewähren, dem Priesterberufe zugeführt zu werden, ein Ziel, das freilich noch in ferner Zukunft liegt.

Die Frage eines **eingeborenen Clerus** begegnet noch vielen Schwierigkeiten und Zweifeln. Glücklicherweise haben die Missionare von Mariannhill die Möglichkeit ihre schwarzen Kandidaten herauszuholen aus Familien, die schon seit zwei oder mehreren Generationen katholisch sind, sodaß dieses Problem einer Lösung entgegen zu gehen verspricht, wenn es in unserm Jahrhundert überhaupt noch zu lösen ist.

Die Priesterweihe von zehn Theologen des Mariannhiller Priesterseminars in Mariatal zeigte glänzend die geschickte Wirtschaftsführung der Missionsbrüder, denen — jeder ein Meister in seinem Fach — die Sorge anvertraut ist. Die neue Kirche war erst vor kurzer Zeit vollendet worden. Der Bau ist entworfen und ausgeführt von den Brüdern mit Hilfe der eingeborenen Arbeiter, er würde in seiner künstlerischen Vollendung für jede Stadt der süd-afrikanischen Union eine Zierde sein. Am Sonntag vor der Priesterweihe wurden durch den Bischof in Gegenwart des Generalsuperiors der Genossenschaft die neuen Glocken geweiht. Eine große Menge schwarzer Christen wohnte der ungewöhnlichen Feier bei. Als die Waschungen und Salbungen vorüber waren, ließ die amtierende Geistlichkeit selber zum ersten Male die Glocken anschlagen, die an einem provisorischen Gerüste hingen. Am nächsten Morgen schallten sie schon



Missionkirche und Schule in Maria Ratibis

hoch vom Turme und sandten ihre geweihten Töne weithin über das Land. Besonders willkommen wird dieser Glockengruß sein, den Bewohnern des Schwesternsanatoriums, das in drei Meilen Entfernung von einem Hügel herüberwinkt. Dort werden die franken und altersschwachen Schwestern liebevoll gepflegt von ihren treubesorgten Mitschwestern.

Emaus. Die Missionsstation, unweit der englischen Militärstation Umzimkulu und von Lourdes aus sichtbar, ist voll von Erinnerungen an Abt Franz, den berühmten Gründer der Mariannhill Mission. Hier verbrachte er die letzten Jahre seines langen und tätigen Lebens. Hinter der Kirche erhebt sich steil ein Felsen, der für ewige Zeiten das steinerne Zeugnis der glühenden Liebe des großen Mannes zum Gekreuzigten trägt, es ist ja das Kreuzbild, das auf der höchsten Felsenspitze thront und zu dem hinauf ein Kreuzweg führt, den zu wandern schon einem, gesunden, kräftigen Mann Mühe kostet. Es ist sicher der denkwürdigste Kreuzweg Südafrikas. Hier schleppte sich der hochbetagte Abt trotz seiner erschöpften Lebenskraft hinauf, Tag für Tag bis zum Vorabend seines Todes.

St. Michael. Diese Missionsstation, ungefähr zwanzig Meilen von der Küste entfernt, hat eine einzigartige Lage am Eingang des „Tales der Tausend Hügel.“ Sie war gegründet von den Missionaren von der Kongregation der Oblaten von der unbefleckten Empfängnis und wird nun von einem einzigen Priester versorgt. Die beständigen Ritte auf die vielen Außenstationen etwa zehn Meilen im Umkreis über Berg und Tal erfordern einen kräftigen Mann. Hier fühlt man schmerzlich den Mangel eines zweiten Priesters. St. Michael bedarf wahrhaftig eines himmlischen Beschülers; denn es war vor einigen Jahren schwer heimgesucht von dem Teufel, der in zwei eingeborene Mädchen gefahren war. Erst die Beschwörung durch den Bischof konnte die beiden unglücklichen Besessenen wieder befreien. (Näheres darüber finden die Leser in der im St. Josephs-Verlag, Reimlingen erschienenen, sehr interessanten Broschüre: *Gibt's auch heute noch Teufel?* Preis 50 Pf.

Maria Ratschitz. Über hundert Meilen von Mariannhill entfernt und nahe der Grenze von Zululand liegt die Missionsstation Maria Ratschitz. Sie gehört bereits zum Vikariat Natal. Der Weg dorthin führt an einem Kohlenbergwerk vorbei, dessen Schornsteine seltsam aufragen aus dem kahlen Gelände.

Die Sonne sank bereits im Westen, als der Schreiber sich der Station näherte. Ein kleines Misgeschick zwang zum Halten und gab so Gelegenheit, den Turm der Kirche zu beobachten, der am Abhang der steilen, bewaldeten Hügel romantisch über die Baumwipfel lugt.

Die Nacht aber trübte in keiner Weise den herzlichen Willkommgruß und am nächsten Morgen entrollte sich vor mir ein nun schon ganz vertrautes Bild, die Kirche, das Kloster des Missionars und der Brüder, der Konvent der Schwestern, die Schulen und Werkstätten, die land-

wirtschaftlichen Gebäude und Gartenanlagen.

Ein besonders Gepräge erhält Ratschitz durch seinen vorzüglichen Wein-garten, der von einem sachkundigen Bruder bearbeitet wird. Der Bruder Kellermeister ließ es sich nicht nehmen, seinen Gast von der Vorzüglichkeit seiner Weine im geräumigen Keller durch Proben zu überzeugen.

Eine große Herde Friesländer Kühe füllt den Melfstall; ein lehrreiches Beispiel für die Eingeborenen, deren Vieh gewöhnlich kaum die Qualität des Durchschnittes erreicht.

Wer nur die wirtschaftliche Ausrüstung der Mariannhill-Missionsstationen betrachtet und bewundert, der mag den Eindruck gewinnen, daß die Missionare von Mariannhill hauptsächlich Farmer sind oder Erbauer von Kirchen und Klöstern oder höchstens geschickte Meister in Kunst und Handwerk für die Eingeborenen und das sind sie auch und zwar in hervorragendem Grade. Aber sie sind noch weit mehr. Nicht einer dieser tüchtigen Armee von Arbeitern im Weinberg des Herrn hat seine Heimat verlassen, aus einem anderen Grunde als zu beten und zu arbeiten, zu leiden und zu sterben für die Bekehrung der Heiden. Bei Eröffnung der Mission vor kaum einem halben Jahrhundert erkannte man sofort, daß die gewöhnliche Lebeweise der Zulustämme mit ihren barbarischen Sitten und ihrem Alberglauben unmöglich eine Basis bilden könne für den Aufbau einer christlichen Gemeinschaft. Daraus ergab sich von selbst die Notwendigkeit diese Stämme erst aus ihrem moralischen und kulturellen Tiefstand zu heben, bevor eine Christianisierung einsetzen kann. Vor diesem notwendigen Entwicklungsgang hätte die Verkündigung des Evangeliums nicht von dauerndem Erfolge sein können.

Der Erfolg hat das Mariannhill-Missionssystem als unbedingt praktisch und erfolgreich erwiesen und man kann mit Sicherheit voraussagen, daß nach etwa 25 Jahren der fortwährend wachsende Einfluß der Mission die ganze Lebensrichtung der Eingeborenen Südafrikas geändert und der Kirche neue Provinzen gewonnen haben wird.

Möge das Bewußtsein der Erfolge in der Vergangenheit und die sichere Hoffnung auf noch größere Siege für das Reich Gottes in der Zukunft den wackeren Missionaren von Mariannhill ein Trost sein in ihrem schweren Opferleben und wachhalten das heilige Feuer für die Ausbreitung des Reiches Christi in dem Lande, das ihnen zur zweiten Heimat geworden.

Beim Jesuskind

Sieh Dir einmal das Bild näher an! Ist es nicht entzückend schön? Zwei schwarze Büblein sind beim Jesukinde. Das eine blickt verständnislos und ist nackt und bloß. Es ist eben ein Heidenbüblein. Es weiß nichts von einem Gebet zum Jesuskind. Es kennt ja das liebe Jesuskind nicht einmal. So nackt und bloß wie es am Körper ist, ist es auch an der Seele. Nicht wahr, es ist schade für dieses sonst so liebe Kind! Wie arm ist es auch! Es entbehrt des größten Reichtumes, des Glückes, ein Kind Gottes zu sein durch die heiligmachende Gnade. Wie ist doch da das andere Kind so glücklich! Der Frieden Gottes strahlt aus seinem Antlitz. Fromm faltet es



seine Kinderhändchen zum Gebe. Vertrauensvoll schaut es auf das liebe göttliche Kind. Was wird es wohl beten? Horch! Leise lispet es:

„Jesukindlein lieb und klein, siehst du dort mein Brüderlein?

Jesukindlein, hab es lieb! Ihm und mir den Himmel gib!“

Und das Jesukind erhört die Bitte sicherlich; es schaut ja so liebevoll auf den kleinen Beter herab. Möchtest Du nicht auch einen so lieben und freundlichen Blick vom Jesukind erhalten? Dann bete und opfere auch Du für die Heiden. Für die Heiden beten heißt Ihnen Erleuchtung erwirken, für die Heiden opfern, heißt Seelen retten. Seelen retten ist Aposteldienst und hat als Verheißung auch Apostellohn. Das Jesukind lohnt deine Missionsarbeit mit den herrlichen Worten: „Ich selbst werde Dein übergroßer Lohn sein.“

Von Pater Alberich Reinhard, R. M. M.

Heidnische Grausamkeit

Auf der Missionsstation Triashill erlebte ich einmal einen eigentümlichen Vorfall. Auf der Rückkehr von einer Außenschule, die von Triashill etwa vier Reitstunden entfernt ist, wurde ich zu einer Frau gerufen, die Zwillinge geboren hatte. Sie lag in einer ganz armeligen Hütte, die inmitten der Felder errichtet war. Die Wände der Hütte waren schon so schadhaft, daß der Wind überall durchwehte. Die Zwillinge lagen in Decken eingewickelt auf dem Boden. Die Mutter war eine Christin und verlangte, ich solle die beiden Kinder gleich taufen. Ich tat das auch gern und trat dann meinen Heimweg an ohne mir weitere Gedanken über diesen Vorfall zu machen.

Nach ungefähr einer Woche sandte diese Frau einen Boten zu mir auf die Station mit der Bitte, ich möchte eines dieser beiden Kinder zu mir auf die Station nehmen und da aufziehen. Ich weigerte mich dessen und ließ ihr melden, sie und ihr Mann seien Christen und könnten darum die Kinder selbst christlich erziehen. Nach weiteren acht Tagen ließ sie wieder darum bitten und einige Tage darauf kam sie selbst mit ihrer Schwiegermutter, die noch heidnisch war. Sie wiederholte ihre Bitte inständig. Als nun die Schwiegermutter zufällig beiseite getreten, flüsterte mir die Mutter schnell zu, daß die Schwiegermutter eines ihrer Kinder umbringen wolle. Wenn nämlich bei diesen heidnischen Völkern Zwillinge geboren werden, so verlangt ihr Aberglaube, daß man sie oder wenigstens eines sogleich töte. Sie lassen dann dieses arme Wesen entweder verhungern oder stecken es gleich nach der Geburt in glühende Asche oder heißes Wasser und begraben es dann sofort, womöglich noch lebendig. Selbstverständlich nahm ich nun das Kind auf. Das Kind war sehr schwächlich und starb nach einem halben Jahre, trotz der Pflege, die wir ihm angedeihen ließen.

Von Pfarrer Nabor

Katholische Volksbibel

Ist es nicht wie ein Wunder, daß gerade in dieser wirren, zerrissenen Zeit mit ihrer gesellschaftlichen Dekadenz, ihrer geistigen Unfruchtbarkeit, ihrer religiösen Dürre und ihrer politischen Zersplitterung Millionen ein geradezu lechzendes Bedürfnis nach Gott haben, als dem festen Pol, um den sich die ganze Welt dreht? Es ist der Zug zum Göttlichen im Menschen, der ihn zu Gott hinzieht.
Wo aber finden wir Gott?

In seinen Werken und in seinen Schriften, die Gottes Finger schrieb — in der Bibel.

Denn die Bibel ist das Wort Gottes und jeder kann und soll sie lesen, vor allem jeder gläubige Katholik, der es ernst meint mit seinem Glauben. Und nun Hand auf's Herz: wieviele Katholiken besitzen die Bibel? . . . Wieviele lesen sie?

Wie mancher muß bei dieser Gewissensfrage *mea culpa* machen.

Noch ist es Zeit zur Einführung und Besserung: greife zur Bibel! Sie ist die beste Waffe wider Unglück und Unheil in gottloser, gottentfremdeter Zeit.

Greife zur „Katholischen Volksbibel“ von Dr. Heilmann, diesem Prachtband in herrlichem Gewande, mit der sorgfältigen Auswahl des Textes aller heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes, die so übersichtlich und glücklich zusammengestellt sind, daß auf jeden Tag eine Geist und Herz erfreuende Lesung trifft. Professor Fugels Meisterhand hat dieses wahrhaft „goldene Buch“ mit mehr als vierzig vollseitigen Bildern geschmückt, die jedes Auge entzücken und erfreuen, die das Herz aufzauhzen und die Seele jubeln machen ob der Pracht und Schönheit unseres Glaubens. Auch die in der ganzen Welt berühmten Kreuzwegstationen Fugels sind gleich kostlichen Perlen und Edelsteinen moderner christlicher Malerei in das Buch eingefügt und verleihen ihm Glanz und künstlerischen Wert. Daß der nun leider heimgegangene große Bischof Keppler von Rottenburg bei diesem Monumentalwerk, das nicht seinesgleichen hat, Pate stand, sollte jeden deutschen Katholiken anspornen, dieses Buch zu erwerben.

Drum nimm und lies! Denn die Bibel zu lesen soll für jeden Katholiken nicht nur Pflicht, sondern Bedürfnis sein! So wie der Mensch nach dem täglichen Brot hungert, so soll der Christ hungern nach dem Worte Gottes, das hoch erhaben ist über alles, was Menschen erfassen und erdichten. Leider wird aber meist die sinnreizende Lektüre bevorzugt und Gottes Wort hintangesezt.

Um diesem Übel zu steuern hat Papst Benedikt XV. ein eigenes Rundschreiben (*Spiritus Paraclitus*) an die Bischöfe erlassen, in dem er die Gläubigen ermahnt, die heiligen Evangelien, die Apostelgeschichte und die Briefe der Apostel (also die Bibel) in täglicher Lesung sich zu eigen zu machen, so daß es bald keine Familie mehr gibt, die sie nicht besitzt.

Christliche Familien, beherziget diese Mahnung und führet in euren Häusern den alten, schönen und ehrwürdigen Brauch wieder ein: daß am Abend, nach des Tages Arbeit, Mühsal und Plage, sich alle Familienmitglieder an dem Tisch des Hauses sammeln und die Bibel auflegen, wie auf einen reinen Altar. Und dann soll eines aus der Familie einen Abschnitt zur Erbauung und Erhebung der Herzen vorlesen. Siehe, das wäre das christliche Ideal, wäre Gottesdienst!

Und ihr Eltern! Euch hat Gott kostbare Schätze anvertraut: eure Kinder!

Ihr sollt sie erziehen, belehren, zum Guten mahnen, sie den Weg des Heiles führen — hin zu Gott! tun dies auch alle Eltern? Erfüllen sie gewissenhaft ihre Pflicht?

Man klagt heute so viel über die Verrohung der Jugend, über ihre Ungebundenheit und ihr Hinwegsetzen über göttliche und menschliche Autorität. Ja, es ist schon so, viele hören lieber die Welt, als das Wort Gottes. Soll ich euch von der Schönheit der Bibel reden? Nein, ihr müßt sie selber suchen, erleben und fühlen. Wer die Bibel eifrig und fleißig liest, der tritt jedesmal in einen hohen Dom; die Orgel erbraust, feierliche Gesänge ertönen vom hohen Chor herab, tausend Kerzen brennen auf goldenen Altären, Bilder und Statuen gleißen im Goldglanz und die Sonne bricht durch die bunten Glassfenster, daß sie erglühen und leuchten in unerhörter Pracht. Inmitten all dieser Pracht thront Gott in seiner Glorie und Majestät und bringt sich euch zum Opfer dar.

Drum lest alle die Bibel, führt sie ein in jede Familie und in jedes Haus in Stadt und Land — denn sie lehrt die Liebe, sie predigt den Frieden, sie bringt den Menschen Glück, Heil und Segen. O, es wäre tausendmal mehr Glück und Freude unter den Menschen, wenn das Wort Gottes fleißiger und eifriger gelesen, gehört und befolgt würde.

Darum zurück zur Gott, zurück zur Bibel! Soll Friede auf Erden und in den Herzen werden, so muß die Menschheit zurückkehren zu Gottes Wort, zu Gottes Geboten, zu Gottes Heilslehre. Und jeder Einzelne muß zu dieser Erneuerung beitragen — daher in jedes Haus — in jede Familie — in jede Hand „Die Katholische Volksbibel.“

Überall, wo sie anklopft, öffne man ihr freudig die Türen und Herzen mit dem frohen Gruß *Salve!*

Von Pater Burkhardt Helmstetter, R. M. M.

Der gestohlene Kranke

Einer meiner Burschen auf der Missionsstation Kevelaer, der schwerkrank an der Grippe darniederlag, hatte auch noch die Lungenentzündung bekommen. Es stand sehr schlecht um ihn. Ich ließ dieses darum auch seinem heidnischen Vater und seiner katholischen Mutter mitteilen. Der heidnische Vater kam bald darauf auf die Station und erklärte mir: „Ich will meinen Sohn abholen. Deine Medizinen, Baba, helfen nichts mehr. Da muß einer unserer Doktoren helfen.“ „Nein, mein lieber Alter,“ sagte ich zu dem alten Heiden, „deinen Sohn gebe ich dir nicht heraus. Denke doch, wenn du ihn jetzt heimtransportierst, stirbt er sicher unterwegs.“ Grollend und zürnend ging der Alte heim. Am nächsten Sonntag, als alles beim Mittagessen war, kam der Vater wieder, er versteckte sich auf der Station und beobachtete die Krankenstube. Als die Schwester dieselbe

verlassen hatte, schlich er sich herein, drang ein, nahm den Kranken aus dem Bett und eilte mit ihm davon. Vor der Station stand ein Pferd. Zwei Männer warteten. Man hob den Kranken hinauf und dann ging es der Heimat zu. Den armen Kranken, der besinnungslos im Sattel saß, mußte rechts und links einer stützen, sonst wäre er aus dem Sattel gestürzt. Eineinhalb Stunden dauerte der Ritt.

Als die Schwester bei ihrer Rückkehr das Bett leer fand und den Kranken nirgends finden konnte, kam sie eilends zu mir, um mich aufzuklären. Ich dachte mir sogleich, da wird sicherlich der Vater den Kranken gestohlen haben. Um selben Nachmittag bekam ich einen Krankenruf, mein Weg führte mich nahe an der Hütte vorbei, wo wohl der arme Bursche jetzt liegen mußte. Ich ging hinein, um mich zu überzeugen. Richtig, da lag er so bleich wie der Tod. Ein heidnischer Doktor saß vor ihm und probierte einige seiner Medizinen. Der arme Kranke, der so dringend Ruhe nötig gehabt hätte, wurde andauernd geplagt, verschiedene Heilmittel einzunehmen. Ich war empört über diese ganze Sache; zuerst tadelte ich den alten heidnischen Vater, der mit mir zu streiten anfing. Als der heidnische Doktor sich auch einmischte, sagte ich ihm, er solle doch mit seinen Schwindeleien den armen Kranken nicht so arg plagen. Da hatte ich aber in ein Wespennest gestochen. Ich machte der ganzen Streitszene damit ein Ende, daß ich den heidnischen Quacksalber einfach zur Türe hinauswarf. Der arme Bursche am Boden schaute mich mit seinen brechenden Augen voll Dankbarkeit an. Ich sah, daß es wohl mit ihm zu Ende gehen werde und gab ihm die heilige Ölung. Am nächsten Tag hörte ich zu Hause, daß der alte Heide den heidnischen Doktor wieder gerufen hatte und dieser wieder seine Teufelskuren machte. Ich ging von da an jeden Tag zu dem Kranken. Jeden Tag gab es aufs neue einen Auftritt mit dem alten heidnischen Vater, dem ich ins Gewissen redete und mit dem alten heidnischen Quacksalber. Endlich am dritten Tage sah der Vater selbst ein, daß es mit dem heidnischen Zauberer nichts sei und jagte ihn fort. Der junge Bursche wurde nun wieder in richtiger Weise behandelt und man sah auch bald deutliche Spuren der Besserung. In Weihnachten konnte er schon wieder in die Kirche kommen. Bei dieser Gelegenheit kam der alte Heide eigens zu mir und dankte mir für die gewährte Hilfe und bat auch um Verzeihung für den Krankenraub und für sein ganzes Verhalten.

Allen unsern Lesern, Freunden und Wohltätern wünschen wir ein

Gottgesegnetes, frohes neues Jahr

Redaktion und Verlag des Vergißmeinnicht

Aus dem Leben eines Mariannhiller Missionssarztes

Dr. med. Kohler befindet sich mit Frau und Kindern wohl. Ein Töchterchen erblickte am 16. Juni 1926 das Licht der Welt im fernen Afrika und wurde als erstes weißes Kind in der Missionskirche zu Centocow, dem Wirkungskreise des Herrn Dr. Kohler getauft. In herrlicher Gebirgsgegend eine Tagereise Bahnhof von Mariannhill liegt Centocow. Für die Arztfamilie wurde ein Häuschen errichtet und in demselben befindet sich auch das „Sprechzimmer“ dem noch eine kleine Apotheke und ein



Missionssarzt Dr. Kohler und Frau im Dienste der Kranken in Centocow

Operationsraum angegliedert sind. Die Frau Doktor arbeitet fleißig mit und studiert mit ihrem Gemahl die etwas fremdartige Zulusprache. Die Sprechstunde ist für die Europäer sehr interessant. Die Schwarzen lieben es, wenn der Doktor viel Medizinen hat und würden am liebsten ganze Flaschen voll mitnehmen zur Kur. Auf schöne Farbe der Medizin schauen sie auch, auf den Geschmack geben sie weniger. Einmal bekam eine Frau mehrere Pulver mit, welche eingewickelt waren; an dem andern Tag kommt sie zurück mit dem Päckchen und berichtete, es sei keine Medizin darin gewesen. Sie bekam eine Flasche schöne, rote „Umuti“ und zog befriedigt ab.

Herr Dr. Kohler hat sich bereits gut eingearbeitet und viele und schöne Erfolge erzielt. Er besitzt das Vertrauen und die Achtung der Bevöl-

ferung. Die meisten Patienten stellt die Frauen- und Kinderwelt. Unter den Säuglingen gerade herrscht infolge der schlechten Pflege große Sterblichkeit. Das Söhnchen der Doktorfamilie hat sich ebenfalls bereits das Herz der schwarzen Kinder erobert und spielt mit seinen neuen Freunden munter umher, gar oft bestaunt von den Eingeborenen, welche noch nie so ein kleines weißes Menschenkind gesehen haben. Die kleinen Zulümädchen aber werden, wenn Klein Hildegard größer geworden, ebenfalls eine weiße Spielgefährtin haben. Centocow ist eine der größeren Missionsstationen des Vikariates Mariannhill mit 2500 Christen, 2 Missionaren, 8 Brüdern und 18 Schwestern.

Eine wunderbare Heilung von Lourdes

Unter dieser Überschrift brachte der „Osservatore Romano“ (Nr. 227) an leitender Stelle einen Bericht des Präsidenten des medizinischen Konstatierungsbureaus zu Lourdes, Dr. Wallet. Wir entnehmen dieser Mitteilung auszugswise:

Die Geheilte, Fräulein Lucienne Revillot aus Varennes le Grand (Saone-et-Loire) ist am 26. März 1905 geboren. Die beiden Eltern leben noch, sind aber von jeher fränklich. Der Vater war beinahe immer arbeitsunfähig; die Mutter litt an Wirbelsäulenverkrümmung und konnte sich fast nicht bewegen.

Mit vier Jahren hatte Lucienne Revillot schweres Nervenfeuer und bedurfte langer Kuren. Es scheint, daß diese Krankheit der Vorbote war zu einer Wirbelsäulenverkrümmung. 1913 verordnete der Arzt ein Metallkorsett. Im Alter von 17 Jahren traten bei der Patientin die ersten charakteristischen Rückenmarksschmerzen auf. Die Bewegungen der Wirbelsäule wurden immer schwieriger und begrenzter. Seit 1921 hat die Kranke so heftige Seitenschmerzen, daß sie im Bett nur mehr sitzen kann. 1922 begibt sich Fräulein Revillot nach Chalons in die Klinik. August 1922 kam sie in das Sanatorium Dr. Nicols von Lausanne. Letzterer schrieb an den Pfarrer von Varennes, sein Pfarrkind habe eine schwere Rückgratverkrümmung und zwei an tuberkuloser Karies erkrankte Stellen. Im Januar 1924 begann ein allgemeiner Kräfteverfall. Um Unterleib traten große Schwellungen und Schmerzen auf. Ein Transport nach Lausanne zu Dr. Nicols war unmöglich. Ein Arzt, Dr. A. N., in Chalons, erklärt, das Äbel, daß bis jetzt nur in der Wirbel saß, greife auch auf den Unterleib über. „Ich muß das Fräulein aufs tiefste bedauern.“ Auf der Rückreise von Chalons nach Varennes verfiel die Kranke öfter in Bewußtlosigkeit. Genick und Rumpf wurden empfindungslos. Die Füße „waren gleichsam tot.“ Die Kranke nahm kaum Nahrung zu sich.

In dieser Situation wünschte die Patientin nach Lourdes zu kommen. Die Eisenbahnbeamten hielten sich am Bahnhof über die Tollkühnheit einer so langen Reise in diesem Zustand auf. Kurz vor der Abreise stellte Dr. A. von Chalons-sur-Saone folgende Diagnose, datiert vom 15. Juli 1925 fest: Pottische Krankheit, Entzündung der Wirbelsäulen und durch sie hervorgerufen winzige Knickung der Wirbelsäule. Im Zusammenhang damit schwere Affektionen in der Blinddarmgegend. Allgemeiner Schwächezustand. Verweigerung der Nahrungsaufnahme. Hochgradige, rapide Abmagerung seit drei Monaten.

Fast ein gleiches ärztliches Gutachten schrieb unterm gleichen Datum der Arzt Dr. A. G. von Saint-Ambreuil, der die Kranke seit Jahren behandelte. Er betonte am Schluss die völlige Unfähigkeit zu arbeiten und zu gehen.

Auf einer Matraße legte Fräulein Revillot die Reise nach Lourdes zurück. Am 29. Juli 1925 kam sie dort an. Bereits am Nachmittag des gleichen Tages trug man sie in eine Pisszine (Bassin) zum Bad. Sie spürte eine heftige Erschütterung. Es kommt ihr vor, als dehnten sich Knochen und Glieder. Sie empfindet ein neues ungewohntes Wohlsein. Sie betastet den Leib und empfindet keinen Schmerz. Ohne jede Hilfe kleidet sie sich an und läßt sich zur Sakramentsprozession und von da ins Bett im Asyl Notre Dame tragen. Zur Zeit des Abendessens steht sie auf, geht zum Speisesaal und nimmt dort ein reichliches Mal ein. Am nächsten Tag, wo die Besserung zusehends zunimmt, bemerkt man nur mehr eine leichte Neigung des Kopfes auf die linke Seite. Wieder tags darauf springt sie die großen Stufen der Rosenkranzkirche hinan und macht die ganze Kreuzwegandacht mit. Als bald stellt sie sich im medizinischen Konstatiierungsbureau vor, das vor der Registrierung die Bestätigung des Zeitpunktes verlangt.

Die Heimreise geht glücklich vor sich. In Nevers, wo sie mit anderen Pilgern am Grabe der seligen Bernadette betet, fährt plötzlich ein stechender Schmerz in die Wirbelsäule, der mit Brechreiz verbunden ist. Dann erhebt sie sich, eilt hinaus. Der Schmerz ist vorbei und Lucienne Revillot geht völlig frei und aufrecht.

Am 8. September 1926 stellte Dr. A. von Chalons ein ärztliches Zertifikat aus. Unter anderem heißt es in demselben: Keine schmerzende Stelle mehr an der Wirbelsäule. Keine bemerkbare Spur der früheren Pottischen Krankheit. Der Verdauungsapparat funktioniert gut.

In den letzten Julitagen 1926 reiste Fräulein Revillot wieder nach Lourdes. Im ärztlichen Konstatiierungsbureau wurde sie untersucht von den Ärzten Dr. Devalliez von Courrieres; Dr. Oster von St. Die; Dr. Petitpierre von Plage d'Héres; Dr. Pley von Calais; Dr. Pourtal von Marseille; Dr. Sheen von Chicago; Dr. Vallot von Lourdes. Die Zusammenfassung am Ende dieses ausführlichen Gutachtens lautet: Die Heilung von Fräulein Revillot, die vor einem Jahr

geschah und in der sie vollkommene Funktion der erkrankten Organe wieder fand, ist eine völlige.

Der Prozeß, durch den die Heilung erfolgte, konnte im Hinblick auf das plötzliche Verschwinden der Krankheitssymptome und des Mangels einer Genesungsperiode nicht nach den gewöhnlichen, natürlichen Gesetzen, die sonst unter diesen Umständen wirken müssen, eingetreten sein.

Zu unserem Titelbild

Lieber Leser, liebe Leserin! Du schaust so verwundert das Blättchen an? Doch, doch, nimm es nur, es ist schon das Vergißmeinnicht, das liebe Blümlein aus dem afrikanischen Missionsfelde der Mariannhiller Missionare. Des Vergißmeinnichts Kleidchen war schon längst fadenscheinig und schmutzig geworden. So ward ihm denn ein neues Kleidchen nun geschenkt. Himmelblau ist's ausgesunken, denn das ist ja eigentlich das richtige Kleidchen, das das Vergißmeinnicht am Bachsrande vom Schöpfer bekommen hat. Himmelblau ist's auch, weil das Vergißmeinnicht uns erzählt von Land und Leuten unter dem ewig blauen Himmel Südafrikas. Und wie schön ist erst der Gedanke, den der Zeichenkünstler zum Ausdruck gebracht hat. Von Mariannhill geht die Sonne aus. In Mariannhill ist die wahre Jesus Christus aufgegangen für die umwohnende Heidenwelt. In den vierzig Jahren des Bestehens der Mission ist Mariannhill tatsächlich eine Glaubenssonne für Tausende von Heiden geworden. Die lebenden Christen — etwa 60 000 an der Zahl — haben von dort Heil und Segen empfangen. Tausende und Abertausende sind durch Mariannhill im Frieden der Kirche hinübergegangen. 6000 Heiden stehen jetzt in direkter Vorbereitung zum Eintritt in die heilige Kirche. Ist das nicht Grund zu großer Freude?

Auch Du, lieber Leser und Leserin, darfst daran Deine Freude haben, denn die Mission ist nicht nur das Werk der Missionare und Brüder und Schwestern, sondern auch Dein Werk. Dein Gebet und Deine Opfer haben auch mitgeholfen, daß Christi Gnadenonne so herrlich aufgegangen ist im Heidenlande. So hast Du Dir „einen Schatz im Himmel hinterlegt, den weder Rost noch Motten verzehren.“ Darum bete und opfere auch weiter! So oft Du das Missionsblättchen in die Hand nimmst, ruft Dir daraus die Heidenwelt zu: „Vergißmeinnicht! Die Not ist groß!“ Und zwischen den Zeilen kannst Du Gottes Wort lesen; das Dir im Leben und im Sterben Trost und Freude sein wird: Ich vergesse Deiner auch nicht; „denn was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses *

Erstes Kapitel Ein Ausflug nach Ste-Victoire

Der Winter war am Scheiden, und das Frühjahr 1888 hielt seinen Einzug in die sonnige Provence. Schon lange war die leichte Schneedecke, die nur auf kurze Zeit die Berge und die weite Ebene um Aix verhüllt hat, unter den lauen Lüften gewunden, welche vom nahen Mittelmeer her wehten. Freundliches Grün kleidete nun, leider ebenfalls für kurze Frist, die Landschaft; denn bald sollte die Gluthitze des Sommers ihre Pracht unbarmherzig in sonnenverbrannte Höhen und staubige Flächen verwandeln. Es war der erste Sonntag in der Fastenzeit. Das freundliche Wetter lockte Scharren von Spaziergängern aus den Straßen des „welschen Aachens“ (Aix) heraus, daß die alten Römer schon hundert Jahre vor Christus um die heißen Quellen gegründet hatten, welche auch dort heilkräftig dem Boden entströmten. Weg und Steg war mit fröhlichen Gruppen besät. Weitaus die meisten wanderten fröhlich plaudernd den Gärten oder Weinbergen zu, die fast jeder Bürger der Stadt besitzt, um in den kleinen Gartenhäuschen den Sonntagnachmittag zuzubringen. „Bastides“ oder „Bastidons“ nennt der Provençale diese Häuschen oder Türme, welche in den mannigfaltigsten Formen, immer schneeweiß gefündt und gewöhnlich von Reben umrankt, über Täler und Hügel hingestreut sind und das an sich etwas tote Landschaftsbild beleben. Aber auch den Höhen der Alpinen zu, die Flüchsen und Bäche entlang, welche jetzt munter rauschend den Überschuß des letzten reichen Frühlingsregens aus den Bergen dem Arc brachten, zogen einzeln oder gruppenweise muntere Ausflügler, und die Landstraßen nach Lambesc und Peñrolles wimmelten von Fußgängern, Reitern und leichten Fuhrwerken.

Ein ganz besonders beliebtes Ziel bildeten die Felsenhöhlen von Ste-Victoire, die sich kaum zwei Stunden östlich von Aix zu 900 Meter erheben und die niedrigeren Küstenketten bis ans tiefblaue

Seite von Aix die weißgelbe Felswand empor, auf deren Scheitel ein riesiges Meer gewähren. Steilrecht steigt auf der Kreuz, das „Kreuz der Provence“, in den blauen Himmel ragt und weithin vom „Siegesberge“ herab verkündet, in welchem Zeichen der Christ zu siegen hoffe. Wer zu ihm hinaufstimmen wollte, mußte sich nach Norden wenden; da senkt sich der Berg in etwas sanfteren Hängen zu Tale, während er auch auf der Südseite, zwar nicht als Felswand, aber doch schroff und abschüssig genug abfällt. Auf dieser Seite liegt gleich vorn im Tale an den Fuß des Berges hingeschmiegt ein Dorf. Stufenförmig steigen die Steinhäuser und Gartenmauern übereinander empor, und fast burgartig erhebt sich über ihnen, an die Bergwand angelehnt, die Kirche und das alte Kloster von Ste-Victoire.

Dahin hatte von Aix gleich nach dem Gottesdienste und dem Mittagstische eine ältere Frau mit zwei Kindern den Weg genommen. Es war eine Sechzigerin; schon stark gebleichte Haare quollen unter der weißen Spitzenhaube hervor. Dem freundlichen, von der Anstrengung etwas geröteten Gesichte sah man es an, daß ihr das Gehen doch mehr Mühe verursache, als sie wohl selber anfangs gedacht hatte. Wirklich war der Ausflug für ihr Alter fast zu weit; allein wozu verleitet nicht eine Mutter die Liebe zu ihrem Kinde und zu den Kindern ihrer Kinder!

„Charles! Julie!“ rief sie jetzt ihren beiden Enkeln zu. „Wie ihr nur so springen und laufen könnt! Bedenkt doch, daß wir wohl noch eine Stunde bis zur Farm von St-Ferreol haben, und dann geht das Steigen erst an. Aber so möchte ich es gerade in euern Jahren, und jetzt werdet ihr vielleicht mehr Mühe haben, mich alte Frau nach Hause zu bringen, als ich euch. Kommt, wir wollen unter diesen Olivenbäumen etwas rasten.“

„Bist du denn schon müde, Großmama?“ sagte der Knabe, das braune Kraushaar aus dem blühenden Angesicht streichend. „Ich könnte noch viel, viel weiter laufen, ohne zu rasten, bis Brignolles, bis zur

* Gesammelte Romane und Erzählungen von Joseph Spillmann, S. J. Freiburg im Breisgau, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung

Ste-Baume, bis nach Marseille, bis ans Meer! O wie gern möchte ich einmal ans Meer und dann auf die großen Schiffe und fort, weit, weit, bis zu den fernen Inseln, wo die Kokosnüsse wachsen und die Wilden wohnen, welche von den Missionären aus bösen Heiden zu braven Christen bekehrt werden, wie uns Onkel Francois das letzte Mal erzählte! Weißt du, Großmama, ein solcher Missionär will ich einmal werden.“

„Dann mußt du aber viel fleißiger studieren und eine bessere Note im Latein nach Hause bringen als die letzte Woche“, sagte etwas schnippisch das Mädchen.

„Was? Bankt ihr euch schon wieder? Und ihr habt mir versprochen, so artig zu sein, wenn ich euch zu Onkel Francois mitnehme!“

„O Großmama, verzeih mir, ich meinte es nicht böß“, bat Julie. „Auch du, Charles, mach mir keine so zornigen Augen. Komm lieber und hilf mir einen schönen Strauß für den Onkel pflücken, während Großmama ihre müden Beine etwas ruhen läßt. Sieh, wie schöne Schlüsselblumen da die Hecke entlang blühen!“

Rasch versöhnt eilte der Knabe mit dem etwas älteren Schwestern zu den Blumen, und bald kamen sie mit ganzen Händen voll zur Großmutter zurück, die ihnen nun helfen sollte, sie zum Strauß zu ordnen.

Die armen Blumen werden welf sein, bevor wir Ste-Victoire erreichen“, meinte lächelnd die Frau.

„O, Onkel Francois wird sie in die hübschen vergoldeten Vasen stellen, welche du ihm zu seiner ersten Messe geschenkt hast, und in dem frischen Wasser erhalten sie sich wieder. Und sie werden sich prächtig ausnehmen neben dem Bilde der seligsten Jungfrau. Letzte Woche brachte Nannete Lecomte, du weißt, das Töchterchen des Gärtners in der Vorstadt, noch viel welsere Blumen in unsere Schule, und sie haben sich doch wieder erholt, als Schwestern Angelique dieselben in frisches Wasser stellte. Aber sieh da, ist das nicht Herr Le Noir, unser Bäcker, der da in dem schönen neuen Wägelchen ganz allein des Weges kommt?“

„Ja, es ist Herr Le Noir!“ rief der Knabe, hocherfreut, seinen Freund zu sehen, der ihm schon so manche Zuckerbretzel als Trägerlohn gegeben hatte, wenn er Ende des Monats das Geld für das erhaltene Brot brachte. Mit vor

Freude blitzenden Augen schwang er seine Mütze und rief dem freundlichen Manne, dessen Brauner gemütlich des Weges dahertrottete, grüßend zu: „Herr Le Noir, Herr Le Noir, guten Tag und glückliche Fahrt!“

„Ei, das ist ja mein junger Freund Charles, wenn mich meine Ohren nicht täuschen“, sagte der Bäckermeister und tastete nach seinem Zwicker, der ihm an einer Gummischnur über die Weste baumelte, gleichzeitig die Zügel anziehend und den wohlgenährten Brauen zum Stehen bringend. „Meine Augen sind nämlich nicht mehr so gut wie meine Ohren“, sagte er, und dann rief er, als der Zwicker auf der Nase saß: „Richtig, Charles Jardinier! Willst du mitfahren, mein Junge? Und was seh ich! Mutter Montmoulin, seid Ihr es? Und Ihr seid zu Fuß den weiten Weg von Aix her gegangen? Das nenne ich einmal eine rüstige Frau für Euer Alter! Weiß Gott, ich würde nicht die Hälfte des Weges zu Fuß zurücklegen und bin doch wohl ein halbes Dutzend Jahre jünger als Ihr!“

„Das glaube ich wohl, Herr Le Noir“, antwortete Frau Montmoulin. „Meine Füße haben nicht zu viel zu tragen. Abriegen bin ich viel müder geworden, als ich dachte.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der gemütliche Mann. „Das Doppelte werden meine Untertanen schon zu tragen haben. Das kommt von dem Mehlstaub und von einigen andern Sachen, die ich täglich schlucke. Und wo geht's denn hin, Frau Nachbarin, bei dem herrlichen Frühlingswetter?“

„Nach Ste-Victoire. Ich muß doch meinen lieben Sohn nach dem Winter wieder einmal besuchen. Und da wollte ich den schönen Nachmittag mit meinen beiden Enkelkindern zu diesem Ausfluge benutzen.“

„Das trifft sich ja herrlich! Ich nehme euch alle drei bis zum Wirtshaus Aux quatre Bras mit. Von dort ist es ein Sprung bis Ste-Victoire. Geschwind einsteigen, Mutter Montmoulin! Und du, Charles, hilfst deinem Schwestern auf den Rückfahrt!“

Frau Montmoulin wollte sich anstands-halber zwar etwas sträuben, aber das half wenig; mit einem Hurra kletterte Charles hinten auf das leichte, zweiräderige Gespann, die Schwestern nach sich ziehend, während die Großmutter, von dem freundlichen Herrn unterstützt, mit

vielen Entschuldigungen einstieg und neben Herrn Le Noir Platz nahm.

„Redet mir doch nicht von Angelegenheiten, gute Frau Montmoulin“, sagte der Bäckermeister, das Roß antreibend.
„Es ist mir eine Freude, mit einer Frau, wie Ihr zu fahren. Hände, die von ehrlicher Arbeit hart geworden, schätze ich höher als Diamanten an den Fingern und seidene Kleider. Auch ich habe von Jugend auf redlich arbeiten müssen, und wenn Gott mein Schaffen reichlicher segne als das anderer Leute, so brauche ich mir nichts darauf einzubilden. — Und so wollt ihr heute nach Ste-Victoire hinaus zu Eurem Sohn, dem Herrn Pfarrer? Schön! Er kann stolz darauf sein, eine so brave Mutter zu haben. Aber sagt mir einmal — nicht als ob ich mich in Eure häuslichen Angelegenheiten mischen wollte —: der vortreffliche Herr Abbe hat jetzt eine recht gute Pfründe, nicht? Da könnte er doch wohl etwas mehr für Euch tun, jetzt in Euren alten Tagen! Es muß für Euch recht schwer gewesen sein, das viele Geld für seine Studien aufzubringen?“

Herr Le Noir war ein ganz braver Mann, allein sehr zartfühlend war er eben nicht. Doch Frau Montmoulin unterdrückte, von seiner guten Absicht überzeugt, jede Empfindlichkeit und sagte: „Gott und gute Leute haben geholfen, Herr Le Noir, und bis auf einen kleinen Rest ist der letzte Sou getilgt, den ich für meinen Francois aufnehmen mußte. Und Francois hat mir jedes Opfer tausendfach vergolten, nicht durch Gold, aber durch seine Liebe.“

„Was Ihr nicht sagt, Frau Nachbarin! Ihr hättet jetzt noch einen Schuldenrest zu tilgen, den Ihr Eures Sohnes wegen auf Euch laden müßtet! Aber das sind doch gewiß schon acht bis zehn Jahre, daß Euer Sohn Priester ist — und er konnte bis heute noch nicht so viel zurücklegen? Er muß ein schlechter Haushalter sein — Verzeihung Frau Nachbarin!“

„Mein Sohn ist allerdings in gewisser Beziehung ein schlechter Haushalter“, entgegnete Frau Montmoulin lächelnd.
„Er lebt so schlicht und einfach als möglich; aber er hat eine Leidenschaft: die Armen! Jeden Bissen, den er sich vom Munde abspart, gibt er ihnen, und wenn er bei seinen Krankenbesuchen in irgend einer Hütte Not und Mangel trifft, so drängt es ihn, dem geistlichen Troste auch den leiblichen beizufügen. Und so fliegt das wenige Geld, das jetzt die

Republik den Geistlichen bezahlt, immer viel zu rasch aus seinem mageren Beutel.“

„Ja, ja, die alten, fetten Pfründen sind längst von der Revolution aufgehoben und eingezogen, und ich habe immer gedacht, das Geistlichwerden sei heutzutage eine schlechte Spekulation. Aber die Herren haben doch ein bequemes Leben, meine ich, und können sich immer jährlich ein paar hundert zurücklegen. Freilich, wenn einer jeden Sonn den Armen nachwirft, so ist das seine Schuld. Weshalb überläßt Euer Sohn die Sorge für die Armen nicht dem Bürgermeister und der Armenpflege?“

„Ah, lieber Herr, das Almosen, das diese Herren Beamten gefühllos und nur zu oft mit harten Worten den Armen zuweisen, ist nur ein halbes Almosen und schadet manchmal mehr, als es nützt. Eine Gabe, welche mit Liebe und zartfühlender Schonung geboten wird, die ist Balsam für das Herz. Nein, nein, da gebe ich meinem Sohne recht: der Geistliche ist der eigentliche berufene Armenvater, wie er mir einmal gar ergreifend erklärt hat. In den guten alten Zeiten war das Kirchengut Armengut; von den reichen Pfründen durften die Geistlichen zwar leben, aber den Überschüß sollten sie den Armen und der Kirche zuwenden. Und so hält es mein Sohn jetzt noch, weit mehr, als er verpflichtet wäre.“

„Hm, hm, nichts für ungut, Frau Montmoulin“, sagte der Bäckermeister mit einem Blicke auf die reinlich, aber ärmlich gekleidete Frau an seiner Seite, „allein ich sollte meinen, es wäre doch seine erste Pflicht, Euch in Euren alten Tagen etwas frästiger unter die Arme zu greifen.“

„O, solang mir Gott die Gesundheit gibt, komme ich ganz gut aus“, entgegnete errötend die Frau. „Mein kleiner Laden mit Wollwaren hat gute Kundenschaft, und meine Finger sind hübsch fleißig und können auch im Dunkeln stricken. Dann ist die neue Strickmaschine da, welche meine Tochter aus dem kleinen Nachlaß ihres seligen Mannes anschaffte und welche die prächtigsten Jacken und alle möglichen Wollwaren rasch herstellt. So kommen wir zwei Frauen mit den beiden Kindern, Gott sei Dank, ganz gut aus. Und damit Sie ja von meinem Francois keine unbillige Meinung haben, will ich Ihnen verraten, daß er wiederholt anbot, aus seinen kleinen Ersparnissen unsere Haussmiete zu bezah-

len. Auch ist es sein innigster Wunsch, ich möchte zu ihm ziehen, um meine letzten Tage sorglos unter seinem Dache zu verleben. Vielleicht lasse ich mich dazu bewegen, da er jetzt Raum genug hat.“

„Natürlich. Er wohnt ja in dem alten Kloster. Und herrlich ist es gelegen! Die Zimmer im oberen Stockwerk müssen eine prächtige Aussicht haben. Und gesunde Lust ist da oben — ganz etwas anderes als in den engen Gassen unserer Stadt! Na, da kann ich nur Glück wünschen, Frau Montmoulin! Da müßt Ihr ja wieder jung werden! Und schau, da sieht man ja das schöne Ste-Victoire schon!“

In der Tat wurde das alte Kloster von Ste-Victoire, welches bisher ein Ausläufer der Bergkette verdeckt hatte, bei einer Wendung der Straße jetzt sichtbar. Freudlich schauten die weißen Mauern des lang hingestreckten Baues, der sich an die Bergflanke lehnte, aus einem ganzen Wäldchen von Pflaumen- und Pfirsichbäumen hervor. Ihm zu Füßen lagen am Abhange, zwischen Gärten und Baumgruppen hingestreut, die Hütten und Häuser des Dorfes, während die altertümliche Kirche mit ihrem schlanken Dachreiter das Kloster, dessen einen Flügel sie bildete, und das ganze Kirchspiel überragte. Im Hintergrunde stieg der Berg mit meist baumlosen, jetzt aber von zartem Frühlingsgrün überhauchten Hängen dem tiefblauen Himmel zu. Es war ein freundliches Landschaftsbild, dessen einfache Zeichnung das warme Licht des Südens verklärte.

„Ste-Victoire, Ste-Victoire!“ jubelte Charles, der inzwischen mit seinem Schwesterchen die Beilchen, Schlüsselblumen und Narzissen immer wieder zu neuen Sträußen geordnet hatten. „Ich glaube, ich sehe Onkel Francois. Sieh nur, das Fenster seiner Stube, das äußerste bei dem alten Ölbaum, ist geöffnet.“ Damit schwenkte der Knabe grüßend seine Mütze, und auch Julie winkte mit ihrem weißen Tüchlein gegen das Kloster hin.

„Nun, daß du deinen Onkel sehen kannst, traue ich selbst deinen flaren jungen Augen nicht zu, Charles“, sagte Herr Le Noir, sich zu den Kindern umwendend. „Aber mein Wägelchen könneßt du vom Kloster aus wohl auf der Straße von Brignoles zurückkommen sehen. Paß also gegen sechs Uhr gut auf, und wenn du es erblickst, dann komme mit deiner Großmama und Julie ganz gemächlich

zum Wirtshaus Auz quatre Bras, wo ich mich ein halbes Stündchen aufzuhalten werde. Dann könnt ihr mit mir nach Aix zurückfahren.“

„O wie gut Sie sind, Herr Le Noir! Prächtig! So können wir viel, viel länger beim Onkel bleiben, und Großmama wird gar nicht müde“, rief Charles, und Frau Montmoulin nahm nach einem Sträuben die freundliche Einladung des Bäckermeisters an.

„Ich bin freilich das Fahren nicht mehr gewohnt“, sagte sie. „Seit mein guter Georges, mein Mann selig, das Zeitliche segnete, ist es heute das erste Mal, daß ich spazieren fahre. Sonst spannte wohl Georges Sonntagnachmittag sein Wägelchen an und fuhr mit mir und den Kindern nach Kehl oder Molsheim oder Illkirch oder sonstwohin.“

„Es sind Ortschaften in der Nähe von Straßburg fuhr die Frau fort. „Ich war dort mit meinem lieben Manne wohnhaft, bis der unselige Krieg unserem Glücke ein Ende machte. Georges hatte daselbst in der Nähe des Steinortes ein Geschäft mit Süßfrüchten, und als er in den fünfziger Jahren einmal hier in der Provence getrocknete Pflaumen von Brignoles einkaufte, lernten wir uns kennen, und ich folgte ihm mit dem Segen meiner Eltern als seine Frau nach dem fernen Rhein. Es ging uns recht gut, bis der schreckliche Krieg ausbrach und das deutsche Heer, ehe wir uns dessen versahen, Straßburg umschloß. Ach, Herr Le Noir, das war eine Zeit! Bald flogen die deutschen Granaten bis mitten in die Stadt, und von einem Entsetz, auf den wir anfangs hofften, war keine Rede mehr, als die Armeen bei Meß geschlagen waren. Und gerade das Steintor hatten sich die Deutschen für den Hauptangriff auszusehen. Bevor aber das große Bombardement begann, kamen einige Herren aus der Schweiz und erwirkten bei den feindlichen Anführern die Erlaubnis, schutzlose Frauen aus der bedrohten Stadt herauszuholen. Unter Trommelschlag wurde das Anerbieten in den Straßen bekannt gemacht, und sofort befahl mir mein lieber Georges mit den Kindern ihn und die Stadt zu verlassen. Ach, Herr, das war ein trauriger Abschied! Aus Liebe zu den Kindern tat ich endlich den Willen meines Mannes. Francois war damals ein Knabe von sechzehn Jahren und studierte am Gymnasium; Charlotte war einige Jahre jünger. Wir

umarmten und küßten uns und zogen endlich mit der traurigen Schar ab — es mögen an zweitausend gewesen sein —, welche von den Schweizer Herren durch das feindliche Heer nach Basel geführt wurden. Wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht, als der schreckliche Kanonendonner hinter uns verkündete, daß die angedrohte Beschießung begonnen habe; aufsteigende Feuersäulen färbten den Nachthimmel in der Richtung Straßburg blutrot. Bald kam dann auch die Nachricht von der Übergabe der Stadt nach Basel, und schon aus den Zeitungen erkannte ich einen Teil des Unheils, das uns betroffen: alle Häuser in der Nähe des Steintores liegen in Schutt und Asche, so hieß es! Ein, zwei Tage wartete ich auf Nachrichten von meinem Manne. Ich wartete eine Woche. Er wäre gekommen, er hätte wenigstens geschrieben, sagte ich mir, wenn er noch lebte. Die guten Leute, die mir und den Kindern Gastfreundschaft boten, wollten mich mit der Unsicherheit der Post in Kriegszeiten trösten. Aber ich ließ mich nicht länger halten und bestieg einen der ersten Züge, die wieder nach Straßburg gingen, die Kinder einstweilen der Hut unserer Gastfreunde in Basel anvertrauend. Ach, Herr Le Noir, daß Gott Sie vor einem solchen Anblick bewahre! Als ich ankam und über Brandtrümmer und Schutthaufen kletternd ungefähr die Stelle unserer Wohnung erreicht hatte, gruben sie gerade den Leichnam meines lieben Georges aus den Trümmern heraus. An seinen Kleidern und an dem Chering erkannte ich ihn. Seht hier ist er!!

Damit zog Frau Montmoulin den stark beschädigten Ring, welchen sie an einer Schnur am Halse trug, hervor und zeigte ihn dem braven Bäckermeister, der mit großer Teilnahme der Erzählung gelauscht hatte. „Man sieht es dem Ringe an, das er das Los seines Herrn teilte. Wie er verbogen ist! Einstürzende Mauern müssen den Armsten zermalmst haben. — Und die Preußen haben Euch im Frieden ziehen lassen, Frau Montmoulin?“ fragte Herr Le Noir. „Es müssen wahre Teufel von Menschen sein.“

„O, sie waren ganz menschlich und freundlich und gaben mir selbst das bißchen Geld aus der Ladenkasse, die sie ebenfalls unter dem Schutte hervorzogen, bis auf den letzten Sou zurück,

und einer der Offiziere, der dabei stand und die Leute überwachte, wollte mir sogar ein Goldstück in die Hand drücken, als er erfuhr, ich sei die jetzt völlig zu Grunde gerichtete Witwe des Toter. Gott gab mir Stärke in jenen Tagen, sonst hätte das Unglück mich um den Verstand oder zu Georges ins Grab gebracht! Als er bestattet war, eilte ich zu meinen Kindern nach Basel und beschloß, mit denselben in meine alte Heimat, in die Provence, zu ziehen. Die Gastfreunde wollten keinen Heller von mir annehmen — Gott lohne es den guten Leuten! — ja sie beschenkten mich noch, und so reiste ich mit den Kindern über Genf die Rhone hinab nach meinem lieben alten Aix, wo meine Mutter damals noch lebte. Und dann richtete ich mich in dem kleinen Häuschen ein, das wir jetzt noch bewohnen, und sing mit den paar hundert Franken, die mir Georges beim Abschiede von Straßburg auf die Reise geben konnte — es war sein ganzes damaliges Barvermögen — den kleinen Wollwarenhandel an, der uns seither spärlich, aber ehrlich ernährte. Ich werde Sie wohl mit meiner Geschichte gelangweilt haben, lieber Herr Le Noir. Sie müssen es mir verzeihen; wenn eine alte Frau ans Reden kommt, gibt es eben nicht gleich ein Ende.“

„Verzeihen!“ rief dieser. „Von Herzen danken muß ich Euch! Eure Schicksale haben mich tief ergriffen — und wenn Ihr einmal einen Freund in der Not brauchen solltet, so denkt an den Bäckermeister Le Noir. Bei meiner Ehre, Ihr seid eine brave Frau! Ich hoffe, der Rest Eures Lebens werde ruhiger und glücklicher verlaufen als die Vergangenheit, die Euch wahrlich mit harten Prüfungen heimsuchte. Wenn Ihr nun bald zu Eurem hochwürdigen Sohne nach Ste-Victoire zieht, so fangen dafür goldene Tage an.“

„Wie Gott will, Herr Le Noir, Darauf gehofft habe ich schon lange“, sagte die Frau mit einem Seufzer; denn gerade jetzt beschlich sie eine bange Ahnung, als ob eine neue Prüfung wie eine schwarze Wetterwolke emporzüge. „Wie Gott will“, wiederholte sie noch einmal.

„Möge die Hoffnung sich recht nach Wunsch erfüllen. Und hier sind wir schon bei Aix quatre Bras! Was mir die Zeit ob Eurer Erzählung kurz geworden ist! Also Charles, mein Freund, paß gut auf, daß ihr gegen sechs Uhr hier seid.“ Da-

mit sprang der behäbige Bäckermeister gewandter vom Wagen, als man es bei seinem Leibesumfang hätte denken sollen, und half der guten Frau Montmoulin beim Aussteigen. Die Kinder waren rasch heruntergeklettert, und nach herzlichem Danke wandte sich die Großmutter mit ihnen bergan dem Kloster zu.

Zweites Kapitel Der Pfarrer von Ste-Victoire und sein Küster

Der Pfarrer von Ste-Victoire hatte einen Tag angestrengtester Tätigkeit hinter sich, wie es der Sonntag für den eifrigeren Priester gewöhnlich ist.

Früh vor Tag war Abbe Monmoulin aufgestanden und hatte in der Kirche vor dem hochwürdigsten Gut sein betrachtendes Gebet gehalten und dann selbst die Angelusglocke geläutet; denn der nachlässige Küster war wieder einmal träge im Bette geblieben. Als nun mit dem ersten Morgenlichte auch schon Andächtige in das Gotteshaus kamen, mußte er als Beichtvater des mühseligen, heiligen Amtes walten. Es war der erste Fastensonntag; darum drängten sich viele zum Empfange der heiligen Sakramente und hielten ihn stundenlang in dem Beichtstuhle, bis die Zeit der Messe und Predigt herankam. Der gute Abbe wußte kaum mehr, wo ihm der Kopf stand, als er in der Sakristei die heiligen Gewänder anlegte. Brummig half ihm dabei der Küster. Seiner Nachlässigkeit sich bewußt, erwartete er einen wohlverdienten Verweis und wunderte sich nicht wenig, statt dessen nur die freundliche Frage zu vernehmen: „Gut ausgeschlafen, Loser?“

In der Predigt sprach Abbe Monmoulin über das Sakrament der Buße und betonte namentlich, wie leicht uns der Heiland die Beicht gemacht, indem er seinem Stellvertreter das strengste Schweigen als heiligste Pflicht auferlegte, so daß nichts, auch nicht der Verlust aller irdischen Güter, ja der Ehre und des Lebens, den Priester von dem Beichtsiegel entbinden könne. Als Beispiel dafür führte er das bekannte Beispiel des heiligen Johannes von Nepomuk und aus neuerer Zeit den Opfermut eines polnischen Priesters an, der um des Beichtgeheimnisses willen schmachvoll verurteilt und nach Sibirien verbannt wurde. Am Schluße wandte er sich in ergreifenden Worten an die lei-

der wenig zahlreich anwesenden Männer und beschwore sie, in der jetzt begonnenen Bußzeit der heiligen Fasten die vielleicht schon länger versäumte Pflicht der Beicht zu erfüllen und sich so der Gnade und der Friedens teilhaftig zu machen, den der Heiland als Preis seines bitteren Leidens in diesem trostreichen Sakramente niedergelegt habe. Es war spät geworden, als Abbe Monmoulin endlich die priesterlichen Gewänder ablegen konnte und nach einer kurzen Dankagung in seine Stube gelangte, wo ihn eine Tasse Kaffee, freilich nicht mehr ganz warm erwartete. Dann mußte das lange Fastenbrevier gebetet werden, und zwischenhinein meldeten sich der Reihe nach ein halbes Dutzend seiner Pfarrkinder, welche in den verschiedensten Vorkommenissen Trost, Hilfe, Unterweisung wünschten. Endlich brachte die alte Susanne, welche sein Zimmer in Ordnung hielt, aus dem nahen Wirtshaus „Zur Olive“ das frugale Mittagsmahl herüber. Zu einer eigenen Haushälterin hatte er es nämlich noch nicht gebracht; der Posten war seiner Mutter vorbehalten, sobald er ihr eine anständig eingerichtete Wohnung anbieten könnte.

Susanne hatte sich natürlich in ihren Sonntagsstaat geworfen, ein hellblaues Kattunkleid mit großen gelben und roten Blumen, dazu ein grünes, weiß gestreiftes Schultertuch mit langen Fransen. Zu dieser Farbenpracht paßte freilich das runzelige Gesicht mit den gelblichweißen Haaren wenig, welche sie etwas unordentlich unter die schieß gedrückte Spitzenhaube zurückgeschlagen hatte. Susanne zählte nämlich nahe an die Siebzig und mag überhaupt in ihrem Leben niemals eine Schönheit gewesen sein. Aber das schadete wenig; eine gute treue Seele war sie und kannte keinen anderen Herzenswunsch auf Erden, als es dem Herrn Pfarrer nur ja recht und bequem zu machen.

Als die gute Alte die Suppe auf den Tisch gestellt hatte, strich sie mit ihren runzeligen Händen die Schürze und das Kattunkleid glatt, wünschte dem Herrn „Wohl bekomm's!“ und sagte: „Ach, was der Herr Pfarrer heute schön gepredigt hat! Über das Beichtgeheimnis und wie der Priester eher sterben muß, als daß er auch nur eine lästliche Sünde verraten dürfte! Und dann das schöne Beispiel vom hl. Nepomuk und von dem polnischen Priester! Ich habe ein wenig

in der Kirche herumgesehen — ich denke, es wird keine schwere Sünde sein; denn ich tat es nur, um mich zu erbauen —, und da sah ich, wie die Leute weinten. Leider waren die Rechten, die das hätten hören müssen, der Maire und der Notar und die andern von den liberalen Herren aus der „Goldenen Rose“, nicht da. Die haben jetzt Wichtigeres zu tun als die Kirche zu besuchen; die müssen jetzt an die Wahlen denken! Und der eine, der da war, der niederschliche Küster, hat unter der Sakristeitüre nur ganz höhnisch gegrinst, anstatt Miene zu machen, sich die schöne Predigt zu Herzen zu nehmen und endlich einmal zu beichten.“

„Nun, Susanne, schöne Worte befehren die Herzen noch lange nicht! Da müßt Ihr recht wacker beten; das nützt mehr als über die Verstocktheit der Sünder jammern. Der liebe Gott ist langmütig und barmherzig und weiß die Irrenden zu finden.“

„Du liebe Zeit! Da habe ich mich am Ende durch geistigen Stolz und Lieblosigkeit versucht, und ich wollte doch nur dem Herrn Pfarrer sagen, wie schön er gepredigt hat! Nehmen Sie nichts mehr von diesem Rindsbraten? — er ist wahrscheinlich wieder etwas hart und zäh. Der Metzger hat uns wieder Fleisch von einer alten Kuh geliefert. Ich mit meinen drei Zähnen kann schon gar nichts beißen; aber Sie sind noch jung und haben ein vortreffliches Gebiß — geht's doch nicht? Soll ich abtragen? Aber wie werden Sie es denn bei so wenig Essen aushalten?“

„Ganz gut, Susanne. Nur müßt Ihr mir jetzt etwas Zeit lassen, die Christenlehre vorzubereiten; denn die ist noch wichtiger als die Predigt“, entgegnete Abbe Montmoulin und sah lächelnd der besorgten Alten nach, welche unter Kopfschütteln mit den Schüsseln durch die Tür verschwand. Dann griff er zum Katechismus und zu einem Exemplarbuch und überdachte noch einmal den Unterricht, den er schon im Laufe der Woche studiert hatte. Sinnend saß er da, den Kopf in die Hand gestützt. Die freundlichen, etwas bleichen Züge des schönen, noch jugendlichen Gesichtes ließen seine ernste, aber im Grunde doch fröhliche Natur erkennen, welche durch eine reine, in den Übungen des Studiums und der Frömmigkeit verbrachte Jugend veredelt war.

Zu dem Priester paßt seine einfache Um-

gebung — das schlichte Zimmer mit den weiß getünchten Wänden, dem braunen Holzwerk an der Decke und den Türrahmen, welche mit wunderlichen Schnitzereien aus alter Zeit verziert waren. Auch das Kruzifix an der Wand und ihm gegenüber das Vesperbild hatte die künstlerische Hand und der fromme Sinn irgend eines alten Meisters geformt. Freilich, die wohlfeilen, vergoldeten Vasen neben der schmerzhaften Mutter passten nicht recht zu dem alten Schnitzwerk; auch das ärmliche Stehpult aus Tannenholz sowie das schmucklose Büchergestell mit den wenigen Büchern und alle übrigen Möbel redeten laut von der Dürftigkeit des Priesters. Aber es war eine Armut, die mit Frohmut und Zufriedenheit Hand in Hand ging. Und in der Tat, was bedurfte er auch des Prunkes? Die süß duftenden Hyazinthen, die am offenen Fenster prangten, der liebe Sonnenschein, der freigebig sein Gold in die Stube warf, die linden Frühlingslüste, die den Duft der blühenden Bäume aus den Gärten heraustrugen, machten die einfache Zelle trauricher und wohnlicher als die reichen Teppiche, kostbaren Gemälde und üppigen Möbel ein Prunkgemach. Alles in der Umgebung des Pfarrers atmete Sonntagssruhe und heiligen Frieden, und nichts ließ ahnen, wie nahe der Sturm sei, der diesen Frieden grausam stören sollte.

Nur zu bald rief die Glocke den Pfarrer wieder in die Kirche. Nach der Christenlehre, welche seine ganze Kraft in Anspruch nahm, folgte die Vesper mit Kreuzwegandacht und sakramentalem Segen. Zum Schlusse hatte er noch ein Kind zu tauzen.

Was Wunder, wenn der gute Abbe Montmoulin sich endlich mit einem Seufzer der Erleichterung in seinen Lehnsstuhl setzte und bei der milden Frühlingsluft, welche durch das offene Fenster einströmte, beinahe eingenickt wäre! Aber er rieb sich die Augen und sagte: „Was? Schlafen am hellen Tag? Nein, dafür bin ich noch zu jung. Geschwind, es erübrigt gerade Zeit, die Rechnungen des St. Josephs-Vereins noch einmal nachzusehen und das Geld zu zählen, welches Madame Blanchard bei meinem Vorgänger und mir hinterlegte. Sie will ja morgen die große Summe hier abholen. Gott sei gepriesen, daß jetzt mit dem Baue des Krankenhauses begonnen wird. Wie es nur möglich ist, daß diese gute

Madame Blanchard mit ihren Gefährtinnen eine solche Menge Geld zusammenbringt. Die Wohltätigkeit ist doch noch groß in unserem Frankreich; vielleicht verdient sie uns Gnade bei Gott und die Wiederkunft des alten, frommen Glaubens.“

In diesen Gedanken warf der Priester einen Blick durch das Fenster hinab auf das Dorf, das unter blühenden Bäumen fast versteckt in stiller Sonntagsruhe lag. Dann öffnete er das Schreibpult, in welchem die Kasse des St. Josephs-Vereins verschlossen war. Eine Zeitlang las und rechnete er und zählte dann langsam und umständlich, wie es gewiß kein Geschäftsmann getan hätte, die Summe auf den Tisch.

„80 Hundertfrankenscheine macht 8000 Franken“, zählte er. „50 Zwanzigfrankenscheine macht 1000 Franken — zusammen 9000 Franken in Papier. 75 Goldstücke zu 20 Franken macht 1500 Franken in Gold — zusammen 10 500 Franken, und 215 Hundertousstücke sind 1075, und 425 Franken in kleinerem Geld — alles zusammen die 12 000 Franken, die Madame Blanchard bald holen will. Meiner Treu, eine schöne Summe! Ich habe noch nie so viel auf meinem Tische gesehen!“ Und der Abbe gab sich nochmals daran, die Rollen mit den Zehnhousstücken zu zählen. Er war so eifrig in dieser ungewohnten Beschäftigung, daß er es ganz überhörte, wie schon zweimal an die Türe geklopft worden war, und rief fast erschrocken „Herein“, als man jetzt ein drittes Mal ziemlich laut pochte.

Herein trat der Küster und riß die Augen weit auf, als er das viele Geld auf dem Tisch ausgebrettet sah. „Alle Wetter!“ rief er, mit gierigem Blicke den Stoß Banknoten, die funkelnden Goldstücke und den großen Haufen Silbergeld mustern, und fügte dann rasch bei: „Bitte um Entschuldigung Herr Pfarrer! Aber ich hatte keine Ahnung, daß Ew. Hochwürden so reich seien.“

„Es ist auch kein Sou von dieser Summe mein eigen“, entgegnete Abbe Montmoulin, dem es doch nicht lieb war, daß gerade sein Küster beim Zählen einer solchen Summe überraschte.

Er traute dem Manne nicht recht, der allerdings ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Derselbe war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mensch von wohl vierzig Jahren; seinen abgelebten Zügen

nach hätte man ihn aber für um fast zehn Jahre älter gehalten. Das dunkle Auge blickte frisch und unschet; ein fed aufwärts gedrehter Schnurrbart, der die spöttischen Lippen beschattete, vermehrte noch den Eindruck eines leichtsinnigen, wohl auch liederlichen Burschen. Dazu kam eine breite Narbe, welche, oberhalb der rechten Augenbraue einziehend, quer über die stark gerötete Nase und die linke Wange lief. Ein zu seiner Stellung als Küster weniger passendes Gesicht hätte der Mann nicht wohl haben können; so stellte man sich allenfalls einen Feldhüter, aber nicht einen Kirchendiener vor. Loser — so hieß er — war von Geburt ein Deutsch-Lothringer, hatte während des Krieges unter den Frankireurs gegen die Deutschen gekämpft und dabei, wie er selber erzählte, manchen „Preußen“ aus sicherem Hinterhalte meuchlings niedergeschossen. Nach Schluß des Friedens hatte er für Frankreich optiert und als Lohn seiner Heldentaten eine Verdienstmühze mit dem Unrecht auf Zivilversorgung erhalten. Er hatte sich aber wenig zulässig gezeigt. Seine einzige Empfehlung war die Säbelnarbe, welche er von einem deutschen Husaren in einem Scharmützel erhalten haben wollte. In Wahrheit war es nur das Denkzeichen an ein recht unrühmliches Studentenduell. Der Reihe nach in verschiedenen Posten untergebracht, mußte er überall wegen dienstlicher Unpünktlichkeiten wieder entlassen werden. So war er auf seinen Kreuz- und Quersafarten durch Frankreich auch in die Provence gekommen und hatte durch seine Jungenfertigkeit und den Hinweis auf seine „fürs Vaterland“ empfangene Wunde den Bürgermeister von Ste-Victoire für sich gewonnen, gerade als dieser vor Jahresfrist einen neuen Küster suchte. Der Maire, ein aufgeklärter Mann, bot dem „stapfern Lothringer“ die Stelle des Kirchendiener's an, und Loser ließ sich herbei, dieselbe probeweise anzunehmen.

„Ich habe zwar meiner Lebtag die Pfaffen nicht riechen können“, sagte der alte Frankireur dem Bürgermeister, „aber in der Not fängt der Teufel Fliegen.“ Und da sich inzwischen noch immer nichts Besseres dargeboten, war Loser, dank der Protektion des Bürgermeisters, bis heute Küster geblieben, soviel Anlaß zur Unzufriedenheit der Pfarrer auch mit ihm hatte.

(Fortsetzung folgt.)

erste ländliche Sparkasse verdankte ihr Entstehen einem Landpfarrer, dem Abbe Raju. Die ersten Gartenstädte wurden von einer Katholikin, Frau Hervieu, im Jahre 1891 und dann in St. Etienne von dem Jesuiten Volpette errichtet. Das erste Arbeitsministerium Europas wurde am 25. Mai 1895 von einer katholischen Regierung, der damaligen Regierung Belgien, ins Leben gerufen. Die meisten sozialen Gesetze wurden in Frankreich von dem Katholikenführer Albert de Mun, in Deutschland vom Zentrum angeregt. Die Zahlung eines gerechten, auch für die Familie hinreichenden Lohnes wurde von dem großen Arbeiterpapst Leo XIII. durch die Enzyklika „Rerum Novarum“ den Arbeitgebern zur Gewissenspflicht gemacht. Die barmherzigen Schwestern und andere Klosterfrauen beherbergten im Jahre 1900 in Frankreich allein 102 750 Waisenkinder, ferner 1400 Frauen, 19 850 Greise, 6700 Geistes schwache, im ganzen 130 700 Hilfsbedürftige. Wer hat soviel für die Arbeiter und Hilfsbedürftigen getan als die Kirche?

Ein Priester nimmt das Gelübde seiner eigenen Mutter entgegen. Kürzlich fand in New Orleans, Louisiana (Vereinigte Staaten), eine ebenso erhebende wie rührende Feier statt. Die Mutter des Jesuitenpaters Ronald Macdonald legte die ewigen Gelübde in die Hände ihres Sohnes ab und wurde eine Schwester des Klosters vom heiligen Joseph in der genannten Stadt.

In Mariannhill geht die Missionsarbeit gut voran. Die Zahl der Katholiken ist um 3185 gestiegen. Sie beträgt jetzt 55 639, wovon nur einige Hundert Weiße sind. Dazu kommen noch 5553 Katholiken. Schulen bestehen 335 mit 10 643 Kindern, ferner sogenannte gemischte Schulen mit 470 katholischen und 552 nichtkatholischen Schülern. Außerdem werden noch in 121 Handwerkerschulen 1116 Schüler und 1524 Schülersinnen in den verschiedenen Arbeiten des täglichen Lebens ausgebildet. 5405 Taugen wurden gespendet, darunter 2335 an erwachsene Heiden und 2204 an Christenkinder. Die Seelsorgearbeit verteilt sich auf 33 Kirchen und 181 Kapellen. Das Missionspersonal setzt sich zusammen aus 59 Patres der Genossenschaft, 5 europäischen Weltpriestern und 4 einheimischen Priestern. Im Dienste von Karitas stehen 171 Brüder, 289 Schwestern vom kostbaren Blute, 178 einheimische Lehrpersonen, 86 Katechisten und 26 Katechistinnen. — Das Werk der Heranbildung des einheimischen Klerus hat

eine erfreuliche Entwicklung genommen. Auf Anregung der allgemeinen Versammlung der südafrikanischen Bischöfe und Missionsoberen in Kimberley wurde im Februar 1925 ein Kleines Seminar eröffnet und den Mariannhillern anvertraut. Die Ausbildung dauert 6 Jahre und soll den künftigen Priestern eine feste Grundlage geben in Englisch, Latein, Mathematik, Geschichte, Geographie, Physik, Psychologie, hauptsächlich aber in Religion, hl. Schrift und Kirchengeschichte. Um Nachmittag sind zwei Stunden Handarbeit vorgesehen in Gärtnerei, Schreinerei, Maurerei usw. Mit 18 Schülern im Alter von 12—25 Jahren konnte der Unterricht beginnen. Die meisten Schüler kommen aus Natal, einige aus der Kapprovinz, Transvaal und Betschuanaland. Das Lehrpersonal besteht aus einem europäischen Priester und drei eingeborenen Lehrern, die ebenfalls Priester werden wollen und während der Handarbeitszeit ihrer Schüler selbst Lateinunterricht erhalten. An den freien Tagen wird den Schülern Gelegenheit gegeben, sich auf den benachbarten Stationen Geld zu verdienen, um selbst etwas für ihren Unterhalt im Seminar beizutragen.

Kurze Ordenschronik

(Aus den letzten Jahren bieten wir hier einen kurzen Bericht über interessante und wichtige Tatsachen der Mariannhiller Missions-Kongregation.)

Mariannhill. Vergangenes Jahr erhielt Mariannhill einen erfreulichen Zuwachs an Hilfskräften. In dem vor einigen Jahren errichteten Priesterseminars in Marialtal erhielten Fr. Ludger Jasper die Diaconatsweihe und die Fratres Willibald Krause, Frankenberg, Bader, Eisenbart, Fuz, Schleisinger, Böhmer, Koch, Stegmaier, Zier die heilige Priesterweihe. Pater Krause und Koch wurden nach Europa gesandt, um in Würzburg sich im Lehrfach weiter auszubilden.

Europa. Nach den neuen Generalratsbeschlüssen wurde bestimmt, daß die vollständige wissenschaftliche Ausbildung unserer Missionspriester: Humania, Noviziat, Philosophie und Theologie, in unseren europäischen Lehranstalten stattfinden soll. Vor einigen Jahren wurden die höheren theologischen Studien nach Südafrika verlegt (Marialtal). Dort ist inzwischen ein jg. kleines Seminar für eingeborene (Zulu) Knaben eingerichtet worden, welche später in dem großen

Seminar in Mariatal ihre Studien vollenden.

Nobiziatshaus St. Paul bei Walbeck, (Rheinland). Der Zuwachs an geistlichen und Laienberufen ist erfreulich. In dem auf holländischem Boden dicht an der deutschen Grenze liegenden Noviziatshaus erhalten durchweg jährlich gegen 20 Klerikernovizen und gegen 30 — 40 Brüdernovizen ihre aziatische Ausbildung. Die Kleriker machen ein Jahr, die Brüder zwei Jahre Noviziat.

Allerheiligen machten acht Brüderkandidaten die erste heilige Profess; es waren die Brüder: Raimund Fella, Sixtus Hafner, Clemens Huber, Remigius Sauer, Viktor Blöd, Paulinus Saur, Emanuell Köder, Adolf Feller. Die meisten stammen aus Süddeutschland. Hochw. Pater Joseph Kammerlechner legte die heilige Profess ab und wurde für die afrikanische Mission bestimmt. Etwa zwanzig Brüderpostulanten erwarten das heilige Kleid.

In Würzburg studieren die Theologen der Genossenschaft, darunter zwei Patres um sich auf das Lehrfach vorzubereiten. Die Studienseminaire Alohsianum, Lohr a./Main und St. Joseph, Reimlingen erfreuen sich einer großen Zahl (140 und 120) Studenten, welche sich mit Eifer den humanistischen Studien hingeben.

Vier Abiturienten von Lohr und neun Absolventen von St. Joseph sowie mehrere auswärtige Studenten traten im Laufe vorigen Jahres in das Noviziat. In St. Joseph, Reimlingen und St. Benedikt, Arnstein, Ufr. bereiten sich eine stattliche Zahl Brüderkandidaten auf das Noviziat vor. Die Handwerkerschule, (Knaben, welche sich zu Missionsbrüdern ausbilden wollen) blüht. Die dortige St. Josephsdruckerei ist soweit vorangeschritten, daß sie die Missionszeitschriften der Kongregation in bester Form drucken kann.

Die philosophischen Studien werden vorläufig noch in dem alten Seminar in St. Joseph fortgesetzt.

Der immer größere Andrang an Missionsberufen verlangt nach dringenden Erweiterungen. Da aber die Mittel der meisten Berufenen bei weitem nicht ausreichen, bedürfen wir mehr als je der treuen Mithilfe des missionsbegeisterten katholischen Volkes.

Die Verlegung des Generalrates von Mariannhill nach Europa hat sich als notwendig erwiesen. Mariannhill bleibt nach wie vor Hauptzentrale der südafrikanischen Mission. Wo der Hochw. Herr Generalsuperior seine Residenz ausschlä-

gen wird, werden wir erst später bekannt geben.

Drei Missionsärzte sind im Vikariat Mariannhill seit 1925 tätig. Dr. Elsberger seit Januar 1925 in Lourdes; Dr. Mac Murtry anfangs 1925 in Mariannhill, Hauptstation und Dr. Kohler nebst Frau und Kinder wirkt im Centocow seit dem 30. November 1925.

Jubeltage Mariannhiller Missionare. Ihr 25jähriges Priesterjubiläum feierten 1925 H. P. Apollinaris am 2. Juli; H. P. Bernard Huz am 27. Dezember; Im Jahre 1926 feierte das silberne Jubiläum H. P. Bernard Barbisan, Superior von St. Paul am 11. April.

Silbernes Professjubiläum der Mariannhiller Missionare. Es feierten im Jahre 1925 das 25 jähr. Professjubiläum: Hochw. P. Maurus am 24. Mai; Hochw. P. Emanuell am 24. Mai; Bruder Magnus am 4. Februar; Bruder Redemptus am 24. Mai; Bruder Constantin am 29. Juni; Bruder Eustachius am 7. Oktober; Bruder Moderatus am 8. Oktober;

Gottes Ehrenlese

Im Jahre 1925/26 wurden abberufen in die Ewigkeit:

Bruder Liberatus am 9. Januar 1925 plötzlich aber nicht unvorbereitet, zwei Stunden nach der heiligen Kommunion im Krankenhouse in Mariannhill.

Bruder Lambert nach langem, schweren Leiden am 8. Oktober im Krankenhaus in Mariannhill.

Bruder Bezelin an einem Herzschlage in St. Joseph, Mission, am 1. Dezember 1925, im Alter von 65 Jahren im 35. Jahre seiner Profess.

Hochw. P. Alanus Weber am 19. Juni 1926 nach langem, schweren Leiden im Krankenhaus in Mariannhill, im 66. Lebensjahr, im 35. seiner Profess. Ein herber Verlust für unsere Mädchen- schule war der nun schon vor zwei Jahren erfolgte Tod der Schwester Ignatia Kolb am 9. März 1925.

In den Chartagen 1925 ging Frater Othmar Hoch, Philosophiestudierender, nach langem Leiden im Alohsianum in die Ewigkeit.

Unsere Missionschule in St. Joseph verlor am 28. Juni 1926 in Clemens Meder einen zu den schönsten Hoffnungen berechtigten Studenten.

Alle empfingen den gleichen Lohn, die am frühen Morgen, am Mittag oder in elster Stunde eintretenden Arbeiter im Weinberge des Herrn.

Briefauszüge

Würselen: Dem hl. Herzen Jesu und der hl. Gottesmutter Dank für erlangte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Scheuren: Dank dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius und der schmerzhaften Mutter Gottes für erlangte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Langenfeld: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und hl. Petrus, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, allen Heiligen und den armen Seelen. Veröffentlichung war versprochen.

Münster: Dank den lieben armen Seelen für ihre Hilfe und Fürbitte.

Köln-Deutz: Dank der lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und dem heiligen Antonius für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Würselen: Öffentlichen Dank dem heiligen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph, dem heiligen Judas Thaddäus und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu für ihre Hilfe.

K.: Dank dem heiligen Antonius für Hilfe bei verlorenen Sachen.

Ulm-Söflingen: Innigen Dank dem hl. Joseph, der allerseligsten Jungfrau Maria, den armen Seelen und verschiedenen Heiligen für erlangte Hilfe in beruflichen Anliegen. Missionsalmosen versprochen.

Solingen: Dank der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Antonius für Erhörung in wichtigen Anliegen.

Würselen: Dank der lieben Gottesmutter und dem heiligen Franziskus für erlangte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Traar: Dank der lieben Gottesmutter, dem heiligen Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe in schwerem Anliegen.

Nonnenweiler: Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä, St. Joseph, St. Antonius, den armen Seelen, der lieben kleinen hl. Theresia für ihre Hilfe.

Kr. Ussingen: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter und der hl. Theresia für ihre Hilfe in großer Not und mit der Bitte um glücklichen Geschäftsausgang.

M. Sch. Jülich: Schuldiger Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter, dem heiligen Antonius für glückliches Eramen.

Katzbach: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Joseph für Hilfe in mehreren Anliegen.

Heimersheim: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Sylvester, dem hl. Wendelinus, dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in einem Anliegen. Ein Heidenkind und Veröffentlichung war versprochen.

Rieden: Öffentlichen Dank für Genesung. Veröffentlichung war versprochen.

St. Tönis: Dank dem hl. Antonius für schnelle auffallende Hilfe.

Duisburg: Mark für die Taufe eines Heidenkindes als Dank für gut überstandene Operation.

Trebnitz: Unbei Mark für die Heidenummission als Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria für wiederlangte Gesundheit.

Heinrichau: . . . Mark zur freien Verfügung für Missionszwecke. Dieselben sind als Dank für Hilfe in schwerer Krankheit und waren der Muttergottes versprochen.

Neustadt OS: Dank dem hl. Joseph und Antonius, der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Gesundheit.

Antonia: Betrag Mark als Dank zu Ehren der Muttergottes und des hl. Antonius, die mein Gebet in einem schweren Anliegen erhört.

A.: . . . Mark als Almosen zu Ehren des hl. Joseph und Judas Thaddäus Dank für Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung versprochen.

G.: Innigen Dank dem hl. Antonius für Wiederfinden eines wertvollen Gegenstandes.

Bitterfeld: Vielen Dank der hl. Familie und unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Wilhelm, der hl. Katharina, dem hl. Bonifatius, dem hl. Papst Pius X., den vielverehrten 14 hl. Nothelfern, den armen Seelen im Fegfeuer und dem hl. Petrus und Paulus für Hilfe in schwerer Not und mit der Bitte um weitere Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Grafenort: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter, der hl. Mutter Anna, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Rajetan, den hl. 14 Nothelfern für Hilfe in schwerem Anliegen.

Liebau: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Mutter Anna, allen hl. 14 Nothelfern, der hl. Monifa, dem hl. Augustinus dem hl. Judas Thaddäus, hl. Theresia und allen armen Seelen. Sende die Gabe zur Taufe eines Heidenkindes.

Böttigheim: Sende das versprochene Almosen zu Ehren des hl. Antonius und der hl. Rita für erhaltene Gesundheit.

Bergham: Der hl. Antonius hat geholfen in einem großen Unglücksfall.

Memento

In Dirmerzheim starb unsere langjährige eifrige Förderin Christine Pfaffendorf. Wir empfehlen ihre Seele dem frommen Gebete aller unserer Vergiffmeinnichtsefer.

Köln-Ehrenfeld: Heinrich Erken, Maria Diepenbrück. Hürten: Frau Anton Dohmen. Katernberg: Heinrich Brinkmann. Würselen: Joseph Meewis. Meroode: Wilhelm Pohl. Düderstadt: Frau Plumme. Kendenich: Mathias Kurt. Koblenz: Joseph Rüther. Freisheim: Frau M. Schneider. Barmen: Frau Bannenberg. Schledehausen: Johann Baumann. Zons: Heinrich Hennen. Diertrich: Frau Griffath. Altenhundem: Ludwig Irle. Krust: M. Genn. Wirsus: Peter Mohr. Buer: Karl Aldid. Brand: Frau Pelzer. Duisburg: Elisabeth Hoerath. Lorch: Helena Schoissi. Irmajan: Michael Kaiser. Würzburg: die tödlich Verunglückten Franz Heiler, Franziska Heiler und Elsa Heiler. Zeubelried: Michael Hornung. Schnadenwerth: Karl Friedrich Amberg. Anna Frießl. Crostwitz: Maria Sende. Häßles: Barbara Kraus. Braunsberg: Karl Neubauer. Stublang: Margareta Fischer. Stadlern: Korbinian Egger, sen. Geiselsbach: Joseph Bergmann. Großkölnbach: Clemens Schott. Donsieders: Alois Franz. Schifferstadt: Anna Maria Edel, geb. Kuhn. Patzschau: Frau Prof. Klara Neumann. Habelschwerdt: Agnes Langer. Malkwitz: Johanna Gottschalk. Ratibor OS: Franziska Mrachacz. Klopischen: Robert Preuß. Meherlen: Leo Thurnherr. Buttisholz: Peter Uffenstranger. Sobel: Albert Koch. Großer Wohltäter! Weggis: Sophie Grüter. Gersau: Frau Cäcilia Baggensföß. Wassen: Theodor Loretz. Bramberg: Juliana Haider. Beillern, N. S.: Theresia Dazreiter. St. Georgen, N. S.: Fr. Punz, Theresia Haugensteiner. Stein a. d. Enns: Ruppert Spörer. Klagenfurt: Frau Felsö. Nestelbach: Joseph Lang. Linz: Anna Hochholdinger. Mühldorf b. Feldbach: Johanna Amichl. Seefkirchen: Johann Winkler. Kirchdorf, O. S. Franz Mayrhofer. Würzburg: Anna Kreß. Genesse III: Christina Fiedler. Carroll, Iowa: John Haasfort. Detroit, Mich.: Maria Smolinski. Ruth, Mich.: Rosina Siemen. West Point, Nebr. Heinrich Desselke. Columbus, Ohio: Maria Bacha.

Gebetsempfehlungen

Essingen: Bitte um Hilfe in schweren Halsleiden. Großes Almosen für St. Fond ist versprochen.

Feldbach: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zur kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu in schweren Anliegen. Neustadt: Gebet um Hilfe in Prozeßangelegenheiten.

Diezenhofen: Eine Wohltäterin bittet die Wohltäter der Mission um das Gebet. Graz VI.: Zu Ehren des hl. Antonius Padua um guten Ausgang in schweren Anliegen und Prüfungen Gottes.

Eine Wohltäterin unserer Mission bittet die Leser des Vergiffmeinnicht um das Gebet.

Empfehlenswerte Bücher

Bergblumen. Drei Erzählungen von Reimichl. 355 Seiten. Halbleinen 5.50 RM 3.50.

Alpenrose, Edelweiß, Enzian — voll würzigen und herben Duftes ist der Blumenstrauß, der hier drei Frauengestalten und ihrem Schicksal gewunden ist. Das Buch gehört zu Tausenden unter das Volk.

So wirst du reich, von Pater Theophil Ohlmeier. 165 Seiten. Kartoniert 1.20 RM Ganzleinen 1.70 RM

Wenn von irgend einem Buche gesagt werden kann, daß es höchst zeitgemäß und praktisch ist, dann gewiß von diesem Die Liturgie des Kirchenjahres. Von P. Thomas Jüngst, O. S. B. 2. verbesserte Auflage. 105 Seiten Gebd. RM 2.60.

Dieses Büchlein sollte in der Familie stets als Lehrer bereit stehen der die kirchlichen Anlässe erklärt. Es wird Studierenden bestens empfohlen.

Erinnerungen aus der wilhelminischen Zeit. Von Dr. Eugen Jäger. Preis 1.80 RM

Ein Mann der alten Schule, ein unerschrockener Kämpfer für die Wahrheit, auch die oft unangenehme Wahrheit spricht hier zum Gegenwartsgechlecht. Die Broschüre ist ein wertvolles politisches Unterrichtsbuch.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Böh.)

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Vereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bähr.-Schw.